

**Hans-Dieter Scharf**

# **Von Leipzig nach Workuta und zurück**

**Ein Schicksalsbericht  
aus den frühen Jahren des ersten  
deutschen Arbeiter- und Bauernstaates  
1950 – 1954**

**Lebenszeugnisse – Leidenswege**

Bearbeitet und eingeleitet  
von Klaus-Dieter Müller

# Lebenszeugnisse – Leidenswege

Heft 2



**Hans-Dieter Scharf**

# **Von Leipzig nach Workuta und zurück**

**Ein Schicksalsbericht  
aus den frühen Jahren des ersten  
deutschen Arbeiter- und Bauernstaates  
1950 – 1954**

Bearbeitet und eingeleitet  
von Klaus-Dieter Müller

Lebenszeugnisse – Leidenswege

Eine Heftreihe herausgegeben von Norbert Haase und Klaus-Dieter Müller  
im Auftrag der Stiftung Sächsische Gedenkstätten  
zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft  
in Zusammenarbeit mit dem  
Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e. V.  
an der TU Dresden  
Heft 2

© Stiftung Sächsische Gedenkstätten  
zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft (1996)

Satz: Walter Heidenreich, HAIT Dresden  
Umschlaggestaltung, Titlei: Annette Fritsch, Auerbachpresse Zwickau  
Druck: Sächsisches Druck- und Verlagshaus GmbH, Dresden  
Printed in Germany

ISBN 3-9805527-1-3

# Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
Der Versuch, »aufzuerstehen aus Ruinen« – oder der Aufbruch zum Chemiestudium	16
Die Verhaftungswelle rollt	24
In der Untersuchungshaft	30
Auslieferung an das NKWD	36
Beim NKWD in Dresden: Mein »Fall« wird untersucht	40
Die Verhöre	47
Das Urteil	54
Station Berlin-Lichtenberg	57
Die Deportation beginnt	62
Ankunft in Brest-Litowsk	64
Auf dem Wege nach Moskau	66
Etappenziel Polarkreis	72
Unser Transport zum Polarkreis	74
Workuta – ein Gebiet der Sklavenlager	78
Der Schacht 29	92
Der Tod Stalins	100
Flucht nach West-Berlin	115
Literaturverzeichnis	119
Abkürzungsverzeichnis	121



## Einleitung

»Da war eben ein Mann da, der sagte, Du solltest mal runter in das Aufklärungslokal der Nationalen Front, zu einem Herrn Schneider kommen, kennst Du den denn?«

Mit diesen Worten begann für Hans-Dieter Scharf am 6. Oktober 1950, dem Vorabend des ersten Gründungstages der DDR, eine Odyssee, welche ihn in einem Zeitraum von mehr als drei Jahren bis in ein Arbeitslager nördlich des Polarkreises in der UdSSR führen sollte. Unmittelbar nachdem er der Aufforderung nachgekommen war, wurde er vor dem Haus verhaftet und verschwand damit bis kurz nach Weihnachten 1953 aus seinem vertrauten Umfeld, ohne daß Freunde oder Eltern während dieser Jahre etwas über sein Schicksal erfuhren.

Scharf gehörte zu einer Gruppe von Leipziger Studenten, welche im Vorfeld der Volkskammerwahl 1950 durch das MfS verhaftet wurden.

Die Mitglieder der Gruppe waren insgesamt mit der politischen Entwicklung in der DDR nicht einverstanden. Insbesondere die Wahlvorbereitung zur ersten Volkskammerwahl am 15. Oktober 1950 veranlaßte sie zu Aktivitäten, die schließlich zur Festnahme der Gruppenmitglieder führten. Nach kurzer Haft beim MfS der DDR wurden die Gruppenmitglieder an die sowjetische Geheimpolizei NKWD<sup>1</sup> übergeben und schließlich am 20. Januar 1951 von einem Sowjetischen Militärtribunal wegen angeblicher Spionage, illegaler Gruppenbildung und antisowjetischer Propaganda verurteilt. Herbert Belter erhielt die Todesstrafe, Siegfried Jenkner, Karl Miertschischk, Werner Gumpel, Günter Herrmann, Rolf Grünberger, Otto Bachmann, Peter Eberle, Ehrhardt Becker (von Beruf Tischler) je 25 Jahre Arbeitsbesserungslager (russ. ITL), Hans-Dieter Scharf zehn Jahre Arbeitsbesserungslager.

Sie traten ihre Strafe mit der Fahrt in die Sowjetunion über Berlin-Lichtenberg im März 1951 an. Belter, von den anderen isoliert, wurde am 28. April 1951 in der Sowjetunion erschossen, alle übrigen kamen in den Lagerkomplex Workuta in der Sowjetunion, nördlich des Polarkreises, in Sichtweite des Ural.<sup>2</sup>

Erst nach dem Tode Stalins konnten die ersten Ende 1953 nach Hause zurückkehren; die letzten wurden 1955 entlassen.

Wessen hatten sich die Verurteilten schuldig gemacht, was hatten sie getan, daß ein solches Strafmaß ausgesprochen worden war? Herbert Bel-

1 1946 war diese Behörde in Ministerium für Innere Angelegenheiten (MWD) umbenannt worden, ohne daß sich an der Tätigkeit der von ihr geleiteten Geheimpolizei etwas geändert hätte. Da der Ausdruck NKWD gebräuchlicher ist, ist er in diesem Text beibehalten worden.

2 1948 wurden in der Sowjetunion sogenannte Regimelager errichtet, welche hauptsächlich für politische Häftlinge vorgesehen waren. Sie unterschieden sich von den »normalen« Lagern durch eine viel strengere Lagerordnung.

ter, Student der Gesellschaftswissenschaften in Leipzig, hatte bereits im Sommer 1950 Kontakte nach West-Berlin aufgenommen. Er besuchte dort den RIAS sowie andere, den politischen Widerstand in der DDR unterstützende Organisationen und erhielt von diesen Informationsmaterial zur Lage in der DDR. Andere Gruppenmitglieder gaben diese Literatur an Kommilitonen weiter. Von ihnen wiederum erhielt Belter Informationen über das Leben an der Universität, welche er nach West-Berlin weitergab. Im Vorfeld der Volkskammerwahlen waren auch Protestplakate geklebt worden,<sup>3</sup> denn das Unbehagen an der Sowjetisierung des Hochschullebens wie auch des gesellschaftlichen Lebens der DDR war weit verbreitet. Offene Proteste blieben gleichwohl angesichts der Gefahr von Verfolgung und Haft selten; illegale Aktionen wie die oben genannten wurden ebenfalls nur von einer kleinen Minderheit der Studenten durchgeführt, waren aber an vielen Universitäten vorhanden.<sup>4</sup>

Aus der Sicht der damaligen Besatzungsmacht handelte es sich dabei gemäß Abschlußbericht der Militäroberstaatsanwaltschaft der sowjetischen Armee vom 1. März 1951 um einen Auftrag an Belter, »Spionageinformationen zu sammeln und eine Gruppe zur Verbreitung antisowjetischer und antidemokratischer Literatur sowie von Flugblättern in der Ostzone Deutschlands zu gründen. ... Als Leiter der von ihm organisierten konterrevolutionären Gruppe sammelte er über seine Mitglieder der Gruppe Spionageinformationen und übermittelte diese dem RIAS.«<sup>5</sup>

Aus der Strafsakte den Angeklagten Belter zitierend, sagt der Bericht zum Umfang der Literatur und Flugblätter: »Insgesamt erhielt ich aus Berlin in der zweiten Sendung 20 Broschüren »Gefangene (Familiennamen des Führers der KPR/B)«<sup>6</sup> und Hitlers«, 700 Flugblätter »Die UNO kämpft für den Frieden«, 200-300 Flugblätter über die Wahlen, 20 Exemplare »Geschichte der KPD« und 50 Exemplare »Der Staat NKWD«. Jenkner gab ich von den

3 Siehe hierzu Widerstand 1950: Die »Gruppe Belter«, in: Mitteilungen und Berichte für die Angehörigen und Freunde der Universität Leipzig, Heft 7/1994, S. 11-13.

4 Siehe hierzu Klaus-Dieter Müller/Jörg Osterloh, Die Andere DDR. Eine studentische Widerstandsgruppe und ihr Schicksal im Spiegel persönlicher Erinnerungen und sowjetischer NKWD-Dokumente (Berichte und Studien Nr. 4), Dresden 1995. Allgemein dazu: Karl-Wilhelm Fricke, Opposition und Widerstand, Köln 1984 und derselbe, Politik und Justiz in der DDR. Zur Geschichte der politischen Verfolgung 1945-1968, Köln 1990. Für den Hochschulbereich speziell Waldemar Krönig/Klaus-Dieter Müller, Anpassung - Widerstand - Verfolgung. Hochschule und Studenten in der SBZ und DDR 1945-1961, Köln 1994; siehe auch: Patrick von zur Mühlen, Der Eisenberger Kreis. Jugendwiderstand und Verfolgung in der DDR 1953-1958, Bonn 1995. Für den Bereich der Medizin z. B. Klaus-Dieter Müller, Zwischen Hippokrates und Lenin. Gespräche mit ost- und westdeutschen Ärzten über ihre Zeit in der SBZ und DDR, Köln 1994.

5 Abschlußbericht des Militär-Staatsanwaltes der sowjetischen Armee, Major Kutschin, vom 1.3.1951, bestätigt durch den Militäroberstaatsanwalt, Kopie im Besitz des HAIT.

Flugblättern 100 und von den Broschüren jeweils eine. Zwischen uns (den Mitgliedern der Organisation) gab es eine Abmachung, daß jeder, der Literatur erhielt, mit ihr so verfahren sollte, wie er es für notwendig erachtete.«<sup>7</sup>

Auf Antrag des Gruppenmitgliedes Scharf wurde am 23. Mai 1994 die Rehabilitierung aller Gruppenmitglieder durch die Militärstaatsanwaltschaft Moskau vorgenommen, die in einem Schreiben bestätigte, daß »Belter, Jenkner, Miertschischk, Gumpel, Hermann, Grünberger, Bachmann, Eberle, Becker und Scharf aus politischen Motiven verfolgt wurden; sie sind deshalb entsprechend Punkt »a« §§ 3, 5 und 8 des genannten Gesetzes der Russischen Föderation vom 18. Oktober 1991 zu rehabilitieren.«<sup>8</sup>

Denn in Wirklichkeit, so bescheinigt auch der Rehabilitierungsbescheid, habe niemand von der Gruppe Spionage betrieben. So heißt es z. B.: »Aus den Aussagen Belters vor Gericht geht hervor, daß die ihm von Jenkner, Miertschischk und Gumpel übergebenen »Spionageberichte« in Wirklichkeit Mitteilungen über eine Zusammenkunft von Studenten der Universität mit Jugendlichen des Werkes Böhlen in der Kongreßhalle in Leipzig waren, die Äußerungen über das Universitätsleben und eine Resolution dieser Versammlung enthielten.« Belter habe sich daher, so der Bescheid, für nicht schuldig erklärt. Dies traf auch auf Jenkner, Miertschischk und Gumpel zu, »da sie die von ihnen an Belter übergebenen Informationen als nicht geheim ansahen und die Resolution dieser Versammlung »vielfach publiziert worden war«. Nach den Aussagen dieser Verurteilten haben sie »niemals gegen die Sowjetunion gesprochen, sondern nur gegen die DDR«, weil sie »unzufrieden mit der Ordnung in der DDR waren ... und nicht einverstanden mit einigen Maßnahmen und Umgestaltungen in der DDR«.

In den bisherigen Ausführungen wurde immer von einer »Gruppe« Belter gesprochen. Dies ist insofern nicht ganz korrekt, als in Wirklichkeit eine feste Gruppenstruktur nicht existierte. Lediglich Belter, Jenkner, Miertschischk und Gumpel leisteten im Sinne des NKWD als Gruppe Widerstandsarbeit; alle anderen Gruppenmitglieder waren nur am Rande beteiligt, indem sie Literatur erhielten. So sah der Verurteilte Scharf, als er von Leipzig zur Untersuchungshaft des NKWD nach Dresden transportiert wurde, einige der Gruppenmitglieder zum ersten Mal. Ihm waren nur seine Kommilitonen aus der Fakultät für Chemie bekannt.

6 So gemäß der Übersetzung des Originals. In der Broschüre hieß es: Gefangene Stalins und Hitlers. Offenkundig durfte der Name Stalin in diesem Zusammenhang nicht ausdrücklich genannt werden.

7 Ebd.

8 Wörtlich: Gesetz der Russischen Föderation »Über die Rehabilitierung der Opfer politischer Repression« vom 18.10.1991. Rehabilitierungen Deutscher, die von sowjetischen Gerichten verurteilt wurden, werden über die Militärstaatsanwaltschaft in Moskau in der Regel auf Antrag vorgenommen.

Eine »Gruppe« Belter kam nur zustande, weil die sowjetischen Untersuchungsbehörden stets danach trachteten, entsprechend sowjetischer Tradition Gruppenstrukturen mit hierarchischen Leitungsfunktionen zu konstruieren. Dafür konnte dann der passende Strafrechtsparagraf 58, Abschn. 11 angewendet werden. Neben der exzessiven Ausweitung des Gruppenbegriffes, z.T. nur für Freundeskreise, wurde vor allem der Begriff der Spionage ins uferlose ausgeweitet. Schon jede Weitergabe von hochschulinternen Informationen oder internen Materialien irgendwelcher Organisationen und Parteien konnte als Spionage ausgelegt werden. Das Hereinschmuggeln illegaler Druckerzeugnisse, welche Kritik an den bestehenden Verhältnissen übten oder Aufklärungsfunktion hatten, konnte als antisowjetische Propaganda gewertet werden. Dies wurde z. B. Scharf zum Verhängnis.

Das System unterband kritische öffentliche Auseinandersetzungen oder politische Diskussionen über die Verhältnisse in der DDR mit strafrechtlichen Sanktionen, so daß jede über das Erlaubte hinausgehende Kritik in die Illegalität gedrängt wurde. Illegale und konspirative Methoden unterlagen aber ebenfalls strafrechtlicher Verfolgung.

Die Anklagepunkte gegen die Gruppe Belter ebenso wie deren tatsächliche Handlungen sind exemplarisch für viele Gruppen, die damals durch das MfS der DDR und den NKWD verfolgt wurden. Besonders unter der Studentenschaft bildete sich in der SBZ-Zeit und in den Anfangsjahren der DDR ein recht großes Protestpotential heraus. Gerade sie nahmen ihren Auftrag, im Sinne von Wahrheit und Gerechtigkeit zu wirken, ernst. Sie wollten der Entwicklung einer zweiten totalitären Diktatur nach der Überwindung der ersten nicht Vorschub leisten und stehen damit durchaus in der Tradition der Geschwister Scholl und der Weißen Rose.<sup>9</sup>

Widerstand gegen den Aufbau des Sozialismus wurde zu Zeiten der DDR immer kriminalisiert. Öffentliche Auseinandersetzungen waren im wörtlichen Sinne verpönt, politische Verfolgung bis 1989 ein Tabuthema, dessen Brechung wiederum Strafe nach sich ziehen konnte. Nicht zuletzt das öffentliche Schweigen über die Speziallager in der SBZ sowie über die politische Haft in den Gefängnissen der DDR unterstreichen diese Feststellung. Auch studentischer Widerstand kam außer in wenigen Publikationen wie z. B. bei Karl-Wilhelm Fricke<sup>10</sup> erst nach 1989 wieder stärker ins

9 Die Universität Leipzig hat den studentischen Widerstand, insbesondere die Gruppe Belter und Wolfgang Natonek, im April 1996 mit einer besonderen Ausstellung geehrt. Im Rahmen einer Tagung zu studentischem Widerstand wurde im Herbst 1995 - Veranstalter HAIT - eine Begleitausstellung unter dem Titel »Ein Strauß Weiße Rosen« gezeigt, die die vielfachen Bezüge studentischen Widerstandes nach 1945 auf die Weiße Rose deutlich machte, denn Mitglieder studentischer Widerstandsgruppen haben sich häufig an deren Vorbild orientiert.

10 Siehe Anmerkung 4.

öffentliche Bewußtsein. Über die Gruppe Belter und ihr Schicksal gibt es bis heute keine zusammenhängende Darstellung.

Der folgende Text, eine stark gekürzte und überarbeitete Version einer autobiographischen Erinnerung des Verurteilten Hans-Dieter Scharf, ist die erste zusammenhängende Darstellung, die einen Teil des Gruppenschicksals erhellt. Im Mittelpunkt steht allerdings nicht die Gruppe als solche in der Zeit vor der Haft, sondern deren Erlebnisse nach der Inhaftierung aus der Sicht eines Beteiligten. Der Text entstand, so schreibt Scharf, aus psychologischen<sup>11</sup> und politischen<sup>12</sup> Gründen sowie aus Gründen, die mit der Zugänglichkeit von Quellen zusammenhängen, erst nach 1989. Zudem, so Scharf, gab es eine Reihe von Gründen, die ihn zweifeln ließen, ob aus der Kenntnis der »hier beispielhaft geschilderten Zusammenhänge zwischen ideologischer Heilslehre und Machtmißbrauch bis hin zur staatlich verübten oder abgesicherten Kriminalität« ausreichend Schlußfolgerungen für die Zukunft gezogen würden.

Kernpunkt der Auseinandersetzungen Scharfs mit dem Erlebten in der Untersuchungshaft, der Verurteilung, dem Aufenthalt im Polarlagerkomplex Workuta sowie der kurzzeitigen Rückkehr in die DDR ist die Einordnung des Geschehenen unter das große Paradigma des Totalitarismus im 20. Jahrhundert. Das Originalmanuskript ist mit dem auf manche sicherlich provokativ wirkenden Titel »Zweimal Faschismus - und zurück. Ein Schicksalsbericht aus den frühen Jahren des ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaates auf deutschem Boden. 1950-1954« überschrieben. Auf der ersten Seite finden sich die Bilder von Hitler und Stalin sowie eine britische Karikatur aus dem Jahre 1939 - nach dem Hitler-Stalin-Pakt -, die mit der Bildunterschrift »The Harmony-Boys« beide Arm in Arm einen Weg entlanggehen läßt, jeder auf dem Rücken eine Pistole in der Hand verbergend. Diese Einordnung des Autors ist seine persönliche Sicht, die nicht von jedermann geteilt werden dürfte. Aus der Sicht des Opfers politischer Repression ist sie aber auf jeden Fall legitim, wenn es auch in der Wissenschaft z.T. heftige Kontroversen um den Totalitarismusbegriff gibt.<sup>13</sup>

11 Oftmals gelingt es erst spät, über Erlebtes sprechen zu können. Die psychischen Folgen von Haft werden in der Psychologie als Posttraumatische Belastungsstörungen bezeichnet (PTSD). Zu diesen Symptomen gehören Probleme, das Erlebte zu verarbeiten, Schlafstörungen, Hemmungen, über das Erlebte zu sprechen, zuweilen auch das Gegenteil. Das Erinnern verursacht in manchen Fällen eine Art Wiederdurchleben der Situation. Diese psychologische Beobachtung wird in Zeitzeugenbefragungen über politische Haft vielfach bestätigt.

12 Gemeint ist hier die Erfahrung, daß die Öffentlichkeit lange Zeit an diesen Berichten wenig Interesse zeigte. Scharf hat diese Passage seiner Erinnerung mit einem Zitat eines politischen Häftlings beschlossen: »Unser Weg in die Arbeitslager, Gefängnisse und Nervenheilanstalten ist mit der Sympathie netter Politiker gepflastert.« Anatoli Martschenko, sowjetischer Regimegegner, in: Die Zeit, vom 28. September 1973.

Eine einfache Gleichsetzung der Systeme nimmt auch Scharf nicht vor. Immer wieder ist sein Text jedoch von kürzeren oder längeren Passagen über die Vergleichbarkeit von »rotem« und »braunem« Terror durchzogen, welche hier aus Platzgründen weitgehend gekürzt werden mußten. Zur Veranschaulichung, wie der Autor Scharf sein Erlebtes einordnet, sei im folgenden stellvertretend eine etwas längere Passage zitiert. Für Scharf ist der politische Begriff Faschismus – nicht im streng historischen Sinn gebraucht für seine italienische Variante, zu der er ursprünglich gehörte – Synonym für politische Verfolgung durch ein totalitäres Regime. Insofern überträgt er die menschenverachtende, das Individuum im Sinne einer vermeintlich höheren völkischen Ordnung vereinnahmende und z.T. vernichtende NS-Ideologie auch auf das stalinistische System bis hin zum Ende der DDR und ordnet beide unter dem Begriff »Faschismus«. Dies war sicherlich mit ein Impuls, seinen Erlebnisbericht anzufertigen.

»Ein wichtiges Indiz für Faschismus«, schreibt er, »ist immer die Kreation von Über- bzw. Untermenschen: Römer – Barbaren, Arier – Juden, Proletarier – Bürgerliche. Die Untermenschen sind immer von Ausmerzung bedroht.

Im sogenannten Hitler-Faschismus des 20. Jahrhunderts treten die Elemente des Rassismus in besonders verheerender Form hervor. Die anmaßende Kreation des »Ariers« stellte andere Völker grundsätzlich als »minderwertig« heraus und löste den gnadenlosesten Antisemitismus aller Zeiten aus; die Folgen sind bekannt.

In den Heilslehren der kommunistischen Menschheitsbeglückter unseres Jahrhunderts faschistische Züge aufzudecken, fällt dagegen vielen Zeitgenossen schwer. Zu stark tritt für die meisten das Instrument der Propaganda in den Vordergrund, mit dem man es verstand, sich als den einzigen Hort des Anti-Hitler-Faschismus hinzustellen und die Trennlinie zwischen der sozialen Idee einerseits und deren realexistierender Wirklichkeit andererseits zu verwischen.

Und doch ist und war der »rote Arier«, das heißt der sogenannte Proletarier, ein Gesinnungsrassist erster Kategorie. Sein zur Schau gestellter »Internationalismus« ändert daran nichts, denn auch Hitlers »Arier« waren international.«

Unter Hinweis auf faschistische und den Nationalsozialismus unterstützende Verbände aus anderen europäischen Staaten auf der einen Seite und die Verantwortung der sowjetischen Führung unter Stalin für den Mord an den polnischen Offizieren in Katyn, für die Errichtung des Gulag, für

13 Es würde den Rahmen sprengen, hier detailliert auf diese Kontroversen einzugehen. Generell zur Totalitarismusproblematik: Siegfried Jenkner/Bruno Seidel (Hg.), Wege der Totalitarismusforschung, Darmstadt 1968. Bei Jenkner handelt es sich um den mit Scharf verurteilten Studenten. Weiter: Konrad Löw (Hg.), Totalitarismus, Berlin 1988 sowie als neueste Publikation Eckhard Jesse (Hg.), Totalitarismus im 20. Jahrhundert, Baden-Baden 1996.

die sogenannten Säuberungsaktionen der dreißiger Jahre und für die Ermordung Trotzki's andererseits, kommt er zu dem Schluß: »Der Faschismus jeder Couleur zieht eine blutige Spur durch die Zeit dieses Jahrhunderts, und es ist zeitweilig nicht leicht zu unterscheiden, von wem diese Spur gelegt wurde, von der SS und Gestapo Hitlers oder dem NKWD Stalins.«

Er schließt diese Betrachtung mit einem Zitat von Hermann Hesse aus dessen Briefen. Dieser hatte einmal bemerkt, Faschismus und Bolschewismus seien zwar feindliche Brüder, aber doch Brüder, und wo der eine wachse, düngte er das Feld für den anderen und rufe ihn hervor.

Wer diese Vergleichsperspektiven grundsätzlich mißbilligt, sei an eine Feststellung von Hannah Arendt über die letzten Jahre Stalins erinnert, die sie im Vorwort zur Neuauflage ihres Buches »Elemente und Ursprünge totalitärer Herrschaft« vornahm. Hannah Arendt hatte darin eine wachsende Annäherung Stalins an den Antisemitismus Hitlers konstatiert und dazu auf die großen Schauprozesse vorwiegend gegen führende jüdische kommunistische Funktionäre Anfang der fünfziger Jahre verwiesen. Die Passage endet mit dem Satz: »Indem er mit schamloser Offenheit adoptierte, was für alle Welt das hervorstechendste Merkmal des Nazismus geworden war, erwies Stalin seinem toten Kollegen und Rivalen im Kampf um die totale Herrschaft, mit dem er sich, sehr zu seinem Kummer, nicht dauerhaft verständigen können, die letzte Ehre.«<sup>14</sup>

In der Unterdrückung und Verletzung elementarer Menschenrechte und rechtsstaatlicher Grundsätze sieht Scharf einen der dominierenden Züge im Totalitarismus des 20. Jahrhunderts, und immer wieder findet man seine Charakterisierung des sowjetischen GULag als Sklavenhaltersystem.<sup>15</sup>

Das von der Sowjetunion in der DDR installierte System mit Ulbricht als »Statthalter« Stalins gehört für den Autor mit in den Zusammenhang des »Roten Faschismus«. Scharf schreibt dazu: »Wir waren die Feindbilder – die Bürgerlichen, gegen die sich der volle verklemmte Haß entlud, eine neue Variante des Rassismus. Wir waren die Opfer ihres neurotischen Aktivismus, der ihren Anspruch – Vertreter der neuen Menschlichkeit zu sein – in der Praxis und im Verständnis der Bevölkerung zunichte machte. Hunderttausende Bewohner Mitteldeutschlands, Arbeiter, Bauern und Intellektuelle verließen damals bei Nacht und Nebel ihre Heimat und ihr Eigentum und füllten die Flüchtlingslager in Westdeutschland. Es war

14 Hannah Arendt, Vorwort zur Neuauflage von »Elemente und Ursprünge totalitärer Herrschaft«, München 1986, S. 494. Zur antisemitischen Verfolgungspraxis des Stalinismus siehe zum Beispiel Louis Rapoport, Hammer, Sichel, Davidstern. Judenverfolgung in der Sowjetunion, Berlin 1992. Bezeichnend ist, daß die Deportation der sowjetischen Juden nach Sibirien nur durch Stalins Tod verhindert wurde.

15 Siehe hierzu z. B. Edward Buca, Vorkuta, London 1976.

gefährlich in der DDR. Unliebsame Querdenker, freiheitlich denkende Studenten wie wir, die sich weigerten, Kandidat oder Mitglied der SED zu werden, Menschen, die riskierten, sich zum Christentum zu bekennen – evangelische Geistliche, Bibelforscher, praktizierende Katholiken –, waren nicht von der Staatsideologie korrumpierbar und deshalb gefährlich, so daß sie im Herbst 1950 zwischen Versammlungs- und Vereinsverbot bzw. Verhaftung oder Emigration in den Westen wählen mußten. Hier war die Zeit des Hitlerschen 1 000jährigen Reiches tatsächlich in die Zukunft verlängert worden; zum zweiten Male Faschismus – wie sehr sich die Systeme doch gleichen – unglaublich! Diese Gedanken voller Trotz und Verzweiflung schossen mir durch den Kopf, als wollte mein Geist sich der ganzen Drangsal entledigen.«

Der Autor betont mehrmals, daß der Bericht nicht gegen das russische oder die osteuropäischen Völker gerichtet sei. »Im Gegenteil, dieses Volk und die Völker des Ostblockes waren die eigentlichen Opfer dieses verbrecherischen Systems. Neben all der Drangsal, die wir von dem NKWD und ihren Organisationen erdulden mußten, haben wir doch auch sehr viel Menschlichkeit von dem einfachen russischen Menschen erfahren, und Menschlichkeit ist überall ein kostbares Gut. ... Wir waren doch nur die Randfiguren in diesem bösen Spiel. Die eigentlichen Opfer haben die Russen selbst, dann die Ukrainer, die Esten, Letten und Litauer gebracht. Ein Kapitel, was historisch noch gar nicht zur Kenntnis genommen wurde.«

Er hat seinen Bericht daher auch den vielen Opfern des Stalinismus gewidmet. In einem Vorwort »Zum Geleit« heißt es dazu u.a.: »Dieses Buch ist ein Erlebnisbericht aus der Zeit nach der bisher größten moralischen Katastrophe der Deutschen Geschichte der Neuzeit, wie das Dritte Reich 1933 – 1945 welthistorisch allgemein genannt wird.

Es ist geschrieben worden zum Andenken an die Opfer des Stalinismus in Mittel- und Osteuropa in der Folge des Zweiten Weltkrieges, wo man die Menschenrechtsverletzungen aus politischer Opportunität im Westen weitgehend verschwieg, obwohl man sie innerlich ablehnte. (...)

Die meisten Opfer, von denen hier die Rede sein wird, sind namenlos – ohne die Möglichkeit einer rechtsstaatlichen Verteidigung – gestorben, an Entkräftung, in Folge von Hunger und an Krankheiten, bei denen eine adäquate medizinische Behandlung verweigert wurde. Sie wurden erschossen, durch Schlafentzug oder Folter nervlich und gesundheitlich ruiniert. Sie erfroren im Polareis oder verunglückten in Kohle- und Uranschächten, deren Sicherheitssysteme archaisch waren – Männer wie Frauen – Menschen vorwiegend östlicher Nationen und aller sozialen Schichten aber besonders die der Esten, Letten, Litauer, Ukrainer, Polen und Tschechen, Ungarn wie Deutsche und nicht zuletzt immer wieder jüdische Menschen – das ganze Heer der Arbeitsklaven in den sogenannten Regimelagern des stalinistischen Rußlands – nach dem Zweiten Welt-

krieg. Wo ist das Mahnmal für den namenlosen Arbeitssklaven? Wo sind die Namenstafeln der Opfer? Wo die Kränze? Wo die honorigen Redner?«

Mit seiner Einordnung des Erlebten in die Kategorie des Faschismus nimmt Scharf nicht nur eine persönliche Wertung vor, sondern führt dem Leser auch immer wieder vor Augen, daß die Kenntnis vom Funktionieren beider Diktatorsysteme Europas auch für heutige Generationen nicht nur von historischer Bedeutung ist.

Vergleichsperspektiven, Charakterisierungen verschiedener Menschentypen innerhalb und außerhalb der Lager, die Korruptierbarkeit des einzelnen durch Macht und Ideologie, die gefährliche Verführbarkeit durch scheinbar stringente ideologische Systeme, alles das sind auch bleibende Herausforderungen für die Demokratien. Ist die Charakterisierung der Gefangenen als Sklaven – nicht im streng historischen Sinne einer juristischen Gleichsetzung mit der Antike – oder der russischen Bauernschaft nach der Kollektivierung als Leibeigene als Hilfsmittel zum Begreifen ihrer faktischen Lage nicht naheliegend? Ist die Charakterisierung des Lagerregimes der totalitären Diktaturen in Europa, verkörpert im SS-Staat wie im Gulag, als Wesen dieser Staatsordnungen so unangemessen? Müssen diese Kerne diktatorischer Systeme nicht immer wieder neu ins Gedächtnis gerufen werden? Gerade zur Förderung dieses Nachdenkens können die Erlebnisse von Scharf Anlaß sein.

In dem folgenden Text sind die wichtigsten Passagen aus Scharfs Erlebnisbericht wiedergegeben. Der von ihm geschilderte Ablauf der Vorgänge Verhaftung, Untersuchungshaft und Vernehmung, Gerichtsverhandlung, Abtransport in die Sowjetunion ist genau so typisch und stellvertretend für viele tausend verurteilte Deutsche, wie seine Schilderung vom Leben, Überleben und Sterben in den Lagern. Nach jüngsten Schätzungen haben circa 30 000 deutsche Zivilisten, durch Sowjetische Militärtribunale verurteilt, dieses Schicksal geteilt.

Durch den Bearbeiter zusammengefaßte Passagen sind kursiv gesetzt, größere Auslassungen durch Auslassungszeichen (...) gekennzeichnet. Hervorhebungen im Text stammen aus dem Original, es sei denn, sie sind besonders gekennzeichnet. Einige der Zwischenüberschriften wurden vom Bearbeiter eingefügt. Wo notwendig für das Verständnis, sind die Aussagen von Scharf durch Fußnoten ergänzt worden.

Ein kurzes Literatur- und Abkürzungsverzeichnis soll das Dargestellte ergänzen.

Der Bearbeiter möchte zum Schluß insbesondere Hans-Dieter Scharf Dank sagen für seine Bereitschaft, seine Erinnerungen für den Abdruck zur Verfügung zu stellen.

## Der Versuch, »aufzuerstehen aus Ruinen« – oder der Aufbruch zum Chemiestudium

»Bitte beenden!«, mit diesen Worten schlug der Hausmeister des alten Chemisch-Technischen Laboratoriums der Universität Leipzig die wackelige Saaltür des abgenutzten, von Ammoniak-, Salzsäure- und Schwefelwasserstoffgasen stark korrodierten Laboratoriums für die Chemiestudenten des zweiten Semesters in das Schloß; gleichsam als wolle er dem sich nachfolgend ergebenden Gejohle der dicht gedrängt arbeitenden Studenten entgegen, dessen Bedeutung man irgendwo zwischen der Freude über den Feierabend und Unwillen über eine unliebsame Unterbrechung ansiedeln konnte.

Es war Freitag, der 6. Oktober 1950. Abends, ein Tag wie jeder andere in der grauen Zeit, fünf Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Leipzig. Es war der Beginn des Wintersemesters für die im Sommer des vorhergehenden Jahres immatrikulierten Chemie-Studenten, deren tägliche Praktikumsarbeit lehrplanmäßig darin bestand, Substanzgemische, wie sie etwa bei der Explosion einer Apotheke auf treffliche Weise entstehen würden, mit Hilfe systematischer Trennprozesse auf ihre Zusammensetzung hin zu untersuchen. (...)

Das alte Chemisch-Technische Laboratorium der Universität Leipzig war in einem Gebäude untergebracht, das um die Jahrhundertwende erbaut und im Zweiten Weltkrieg nur durch Zufall den Bombenteppichen der alliierten Luftstreitkräfte entgangen war. Es befand und befindet sich Ecke Brüder- und Stephanstraße, in einem Stadtgebiet Leipzigs, das während des Krieges außerordentlich schwere Zerstörungen erfahren hatte. Ringsherum lagen noch 1949 ganze Straßenzüge in Trümmern, die nur notdürftig geräumt und nur in Einzelfällen wenigstens zum Teil wieder aufgebaut waren. Eine graue Welt voll Trostlosigkeit. Die wissenschaftlichen Einrichtungen des Institutes waren veraltet und in einem Zustand, den man treffend wohl mit verwahrlost bezeichnen konnte. (...)

Mit großen Investitionen von Idealismus war auch in der damaligen mitteleuropäischen jungen Generation der Wunsch und die Absicht wach, neue Wege zu gehen und aus der Vergangenheit zu lernen, mindestens so lange, bis sie wieder erkennen mußte, daß neue Ideologen für sie einen Weg vorprogrammiert hatten, dessen Bandbreite für freiheitliche Variationen wieder einmal wenig Platz ließ. Anders als das Gebäude und seine Einrichtungen war das Niveau der überbesetzten Vorlesungen, Übungen und Praktika sowie der damalige Wissens- und Informationsstand entsprechend hoch und zu der Zeit sicher mit Universitäten im westlichen Deutschland vergleichbar. Der Begriff der Freiheit von Forschung und Lehre wurde wenigstens zum Teil durch neue Impulse dankbar belebt. Philosophen wie Ernst Bloch<sup>16</sup> und viele andere bemühten sich nach Kräf-

ten, verlorengegangenes internationales Niveau wieder zurückzuholen. Auch die Physiker brauchten nicht mehr gequält zwischen »arischer« und »nichtarischer« Physik<sup>17</sup> zu unterscheiden, sondern konnten sich erleichtert auf »richtig« oder »falsch« beschränken.

*Die Studenten lernten die internationale Dimension der Chemie kennen. Sie studierten in Räumen, deren ursprünglicher Glanz immerhin noch zu erahnen war und durch das trübe Licht des Hofes »dem Ganzen die Weihe einer ehrwürdigen Kirche verlieh.«*

Genau das Gefühl hatten wir zwei Semester zuvor, als wir uns als Neumatrikulierte zum erstenmal einfanden, freudig und dankbar darüber, daß wir überhaupt einen Studienplatz erlangen konnten und voll guten Willens, unser Bestes für unsere berufliche Ausbildung zu geben, unter den skeptischen aber wohlwollenden Blicken der damaligen Professoren und Assistenten, die selbst meist Opfer oder Betroffene des Zweiten Weltkrieges waren und sich in beispielhafter Weise um den Lehrbetrieb verdient machten. Angesichts der veralteten Einrichtungen des Institutes war das eine in Wahrheit heroische Leistung unter denkbar ungünstigen Bedingungen, erschwert durch den schwindstüchtigen Institutsetat, beflügelt jedoch durch ideenreiche Improvisationen und den Mut zum persönlichen Opfer.

In einem entscheidenden Punkt allerdings unterschieden sich die Universitäten der damaligen alliierten Besatzungszonen Deutschlands voneinander, und zwar in der sozialen Zusammensetzung der Semesterjahrgänge. Während in den westlichen Zonen und nach 1949 in der Bundesrepublik – nach anfänglichen Restriktionen wegen Zugehörigkeit zu der NS-Partei oder einer ihrer Organisationen – schließlich wieder jeder studieren konnte, wie das Grundgesetz es garantierte, sofern er im Besitz eines gültigen Reifezeugnisses, leidlichen Geldes und einem der zahlenmäßig beschränkten Studienplätze war, war dieser traditionelle Prozeß in der damaligen sowjetischen Besatzungszone und ab 1949 in der DDR aus ideologischen Gründen durchbrochen worden.<sup>18</sup>

Die DDR-Regierung wurde im Herbst 1949 durch die sowjetische Besatzungsmacht inthronisiert mit dem Versprechen an die Bevölkerung, die in der DDR-Verfassung geforderten demokratischen Wahlen dazu ein Jahr später, im Oktober 1950, abhalten zu lassen.

Die dazu notwendige Umgestaltung der Gesellschaft war für die damals aus KPD und SPD zwangsgegründete SED als privilegierte Staatspartei in

16 Ernst Bloch, deutscher Philosoph (1885-1977). 1957 zwangsemeritiert, 1961 in die Bundesrepublik übersiedelt.

17 Gemeint ist hier die im NS-System propagierte Deutsche Physik.

18 Zur Zulassungspraxis in den ersten Nachkriegsjahren siehe Krönig/Müller, Anpassung, Kapitel 2; für Westdeutschland: Waldemar Krönig/Klaus-Dieter Müller, Nachkriegs-Semester. Studium in Kriegs- und Nachkriegszeit, Stuttgart 1990, Kapitel 7.

Sachsen, Thüringen und Mecklenburg besonders schwierig, weil dort unter dem Einfluß der ursprünglichen amerikanischen Besatzer und auch später noch unter dem Einfluß alliierter Abmachungen die sogenannten bürgerlichen Parteien LDPD und CDU in der Bevölkerung stark verankert waren. Dieser Umstand zwang die Regierung zu einer Serie von Maßnahmen, die sie mit unbeholfener Hektik und mit ideologischem Tamtam nervös absolvierte, die Zeit, die ihr dazu zur Verfügung stand, war knapp.

Im Bereich der Hochschulen bedeutete das »die Eroberung der Wissenschaften durch die revolutionäre Arbeiter- und Bauernklasse«, das hieß im Klartext: die Liquidierung des bürgerlichen Bildungsprivilegs. Es begann also eine Werbekampagne in den Betrieben und Bauernhöfen nach geeigneten Kandidaten für die sogenannten »Arbeiter- und Bauernfakultäten«, die als propädeutische Vorseminer den Betroffenen die »Hochschulreife« überzustülpen hatten.

Nicht selten war das Lebensalter der Arbeiter- und Bauernkinder in der Praxis das einzige Kriterium, nach dem man die »Arbeiter- und Bauernfakultäten« hektisch füllte. Die vorhandenen Studienplätze in den Studiengängen wurden in der Regel bevorzugt zu zwei Drittel bis drei Viertel durch Absolventen dieser Arbeiter- und Bauernfakultäten besetzt, was man offenbar für eine ausgewogene soziale Balance hielt.<sup>19</sup> (...)

Es begann indes sich ein auf Leistung basierender Ausleseprozeß in Gang zu setzen, der in einer Art Filterwirkung mit steigender Semesterzahl das ursprünglich von der SED gewünschte soziale Verteilungsmuster in den höheren Semestern zugunsten der sogenannten »Bürgerlichen« wieder verschob.

Dieser Entwicklung versuchte man von seiten der Staatspartei SED und der staatlichen Jugendorganisation FDJ gegenzusteuern, indem man sogenannte Fachbeurteilungsbogen erfand, die neben der fachlichen auch die »gesellschaftspolitische« Leistung des Kandidaten berücksichtigten und den Professoren bei ihrer »Urteilsfindung« bei Fachprüfungen einen profunden Richtwert liefern sollten. Auch zwängte man alle Studenten eines Jahrgangs in sogenannte »FDJ-Studiengruppen«, in welchen neben dem wissenschaftlichen Lernprozeß auch die politische Entwicklung jedes einzelnen unauffällig kontrolliert werden konnte. Nicht mehr »im stillen Kämmerlein« lernen, hieß es, sondern »im Kollektiv«.

Diese »Du bist nichts – Deine Gruppe ist alles«-Philosophie erinnerte in fataler Weise an Reminiszenzen gerade vergangener Irrwege unseres Volkes im Dritten Reich, dessen rassebezogenes Imponiergehabe damals

19 »Intelligenz ist nicht das Privileg einer sozialen Gruppe«, schreibt er dazu. Seine Kritik gilt daher nicht einer eventuellen generellen Studierunfähigkeit dieser Schichten, sondern der Tatsache, daß viele Studenten aus solchen Schichten geradezu zum Studium gedrängt werden mußten, also keine hohe Studienmotivation hatten.

weite Teile Europas in Schrecken und Verzweiflung gestürzt hatte. Die Freude und die Befriedigung jedes einzelnen von uns, den Zwängen NS-politischer Jugenddressur in HJ und Schule gerade entronnen zu sein, wurde 1949 von der wachsenden Erkenntnis getrübt, daß neue Zwänge vergleichbarer kollektiver Erziehung von seiten der von der Besatzungsmacht privilegierten SED-Partei massiv vorangetrieben wurden, was den sowieso schwachen internationalen Standard unserer damaligen Wissenschaften ein weiteres Mal in Frage stellte.

Die »Organisation der Massen«, das Schlagwort von der dem Kollektiv verantwortlichen »werk tätigen Intelligenz« ließ die Hilflosigkeit und Unfähigkeit der sowjetischen Besatzungsmacht erkennen, den Prozeß der sogenannten »Demokratisierung« - wenn man so etwas damals überhaupt in Erwägung zog - auf die natürlichen Regenerationskräfte der jungen Generation in Deutschland nach dem Kriege aufzubauen. (...)

Die Situation spitzte sich zu: Anfang Oktober 1950 begann das Wintersemester an der Universität Leipzig für das Chemiestudium. Die vorausgegangenen zweieinhalb Monate der sogenannten vorlesungsfreien Zeit waren mit Tätigkeiten gefüllt, die der Vorbereitung des Semesters und der vor uns liegenden Praktika, Seminare und Vorlesungen dienten. Meistens trafen wir uns in kleinen Gruppen, diskutierten über die sehr gespannte politische Weltlage, aber auch über philosophische Themen und über fachliche Probleme. So gingen die zweieinhalb Monate der vorlesungsfreien Zeit im Sommer 1950 zu Ende.

Es war die Zeit, in der der Krieg zwischen dem kommunistischen Nord-Korea und dem durch die USA unterstützten Süd-Korea in unverminderter Härte andauerte. Aus den spärlichen Nachrichten, die wir darüber in Erfahrung bringen konnten, ging klar hervor, daß die mit aller Härte der ideologischen Auseinandersetzung zwischen Ost und West geführten Stellvertreterkriege die Gefahr eines neuen Weltkrieges heraufbeschworen. Durch diesen sogenannten indirekten Ost-West-Konflikt wurde bereits kurz nach dem Zweiten Weltkrieg in aller Deutlichkeit sichtbar, daß der Kalte Krieg in Europa zwischen den Westalliierten auf der einen Seite und dem Ostblock unter Führung der Sowjetunion auf der anderen Seite ebenfalls in vollem Gange war.

Die Frage, welche der beiden indirekt kämpfenden Parteien in Korea, die UdSSR von Rotchina unterstützt, oder die USA mit Südkorea, schließlich den Sieg davontragen würde, beschäftigte uns damals alle. Es war deutlich zu erkennen, daß auch die schlichten Gemüter der SED- und FDJ-Strategen in unserem Semester und an der Universität Leipzig die Ereignisse mit Sorge verfolgten. Mußten sie doch fürchten, daß eine ähnliche bewaffnete Auseinandersetzung in Europa als Folge des bereits bestehenden Kalten Krieges zwischen Ost und West entstehen könnte. In diesem Falle fürchteten sie offensichtlich um ihre Machtprivilegien, und das schlechte Gewissen plagte sie, denn ihr Ansehen in der Bevölkerung war

durch die dauernden Verhaftungen, Enteignungen und sonstigen kriminellen Handlungen der Bevölkerung gegenüber außergewöhnlich ramponiert. Das gewaltsam mit Rückenwind von der Sowjetunion eroberte politische Terrain hätte bei einer ähnlichen Auseinandersetzung in Mitteleuropa für die SED wieder verloren gehen können.

Ihre Appelle an die Wachsamkeit der Arbeiter- und Bauernklasse, oder an das, was sie dafür hielten, nahmen immer schrillere Züge an. Ihre neurotische Furcht vor Agenten aus dem Westen und vor Konterrevolutionären sowie den sogenannten »Objektivisten« bzw. »Abwechslern«, wie sie es nannten, erinnerten häufig an ein absurdes Theater. Als »Objektivisten« bezeichneten sie solche Bürger, die sich ihre unabhängige Denkweise und Urteilskraft bewahrt hatten und die es wagten, unabhängig von der herrschenden Einheitsdenkweise der Partei Recht als Recht und Unrecht als Unrecht zu bezeichnen.

In dieser Zeit kursierten auch Informationen über Verhaftungen von Studenten im Universitätsbereich. So wurde der liberale Studentenführer Wolfgang Natonek, der legal gewählt war und sich einer breiten Unterstützung der Studenten erfreute, über Nacht (1948) verhaftet und verschwand spurlos mit einer Gruppe ihm nahestehender Kommilitonen.<sup>20</sup> Fast täglich kamen neue Hiobsbotschaften dieser Art durch die verschiedenen Semester. Man war in der Wahl der Opfer offensichtlich nicht gerade zimperlich. Jeder mußte damit rechnen, in diese Verhaftungswelle einbezogen zu werden. Auch Unschuldige wurden zur Abschreckung in diese Verhaftungswellen einbezogen.<sup>21</sup> Man nahm das von offizieller Seite einfach in Kauf, nach dem Motto - lieber einen zuviel als einen zuwenig. So sah man alle Kommilitonen außerhalb der SED- und FDJ-Partei als potentielle Agenten des Westens an. Hier ist interessant, daß die Stimmung etwa so war, daß zunächst erst einmal der Beschuldigte das Gegenteil beweisen mußte. Der Rechtsgrundsatz »Im Zweifelsfall für den Angeklagten« wurde umgekehrt. Das erinnert sehr stark an die Beschuldigung der Inquisition im Mittelalter. Es genügte eine Denunziation, und alsbald wurde die Verhaftung und die Verurteilung durch die Volksgerichte der roten Hilde, wie die für die Justiz zuständige Hilde Benjamin<sup>22</sup> damals genannt wurde, automatisch vollzogen.

20 Wolfgang Natonek (1919-1994) wurde im November 1948 verhaftet und anschließend von einem Sowjetischen Militärtribunal wegen angeblicher Spionage zu 25 Jahren »Arbeitsbesserungslager« verurteilt. 1956 amnestiert, ging er anschließend in die Bundesrepublik.

21 Von den circa 1 100 verhafteten Hochschulangehörigen von 1945 bis 1961 wurden zwischen 1948 und 1950 349 Personen verhaftet, von der Universität Leipzig 1950 immerhin 22, siehe hierzu: Namen und Schicksale der von 1945 bis 1962 in der SBZ/DDR verhafteten und verschleppten Professoren und Studenten, hrsg. vom Verband ehemaliger Rostocker Studenten, Rostock Reprint 1994, S. 202f. und 207.

Durch diese Verhaftungswellen war damals der sehr starke und unbeholfene Einfluß sowjetischer Berater im DDR-Staatsapparat zu spüren. Bar jeden Verständnisses für die Mentalität der mitteldeutschen Menschen glaubten sie, die stalinistischen Umerziehungsmethoden, die sie ja seit den 30er Jahren ihrem eigenen Volk, unter Inkaufnahme von ungeheuren Zahlen an Todesopfern, angedeihen ließen, mit zynischer Präzision in der damaligen mitteldeutschen Bevölkerung anwenden zu können.

Der erste Jahrestag der DDR-Gründung im Oktober 1950 stand vor der Tür. Es war geplant, am 15. Oktober 1950 die erste sogenannte Oktoberwahl der »Kandidaten der nationalen Front« für die Volkskammer durchzuführen. Diese bestand bereits ein Jahr und sollte nachträglich, durch einen Wahlzetteltransport von A nach B durch den Wähler bestätigt werden. Wahlkabinen und eine geheime Wahl waren ausgeschlossen. Auch gab es keine Möglichkeit, Kandidaten auszugrenzen oder durchzustreichen, geschweige denn unabhängige Kandidaten aufzustellen. Die Wahl bestand lediglich darin, daß man einen vorgefertigten Zettel in Empfang nahm, den man faltete und in eine sogenannte Wahlurne transferierte. Alles das sollte unter den wachsamen Augen von Parteigängern und Hilfsbediensteten der SED vor sich gehen, die selbst eifersüchtig darüber wachen sollten, daß ja kein Wähler der Urne fernblieb und daß sogenannte »Provokateure«, das heißt eigenverantwortlich handelnde Wähler, vorzeitig entlarvt und entfernt werden konnten.

Zusammen mit der Tatsache, daß so selbstverständliche Wahlutensilien wie Wahlkabinen und alternative Wahlmöglichkeiten fehlten, kam so schließlich das für das westliche Wahlverständnis vollkommen überraschende Ergebnis von einer fast 99%igen Wahlbeteiligung mit über 99%igen Zustimmungen zu den sogenannten »Kandidaten der nationalen Front« zustande. So etwas hatte Hitler am Anfang seiner Machtergreifung in Deutschland nicht einmal fertig gebracht. Es war der Gipfel des Betruges und der absolute Zynismus der Macht, so etwas als Wahl zu bezeichnen. Jeder wußte es, auch die SED-Strategen, und so trugen Anfang Oktober 1950 diese Machenschaften beim Wahlspektakel am 15. Oktober weiterhin zur Nervosität der Genossen bei. Sie mußten sich durch gegenseitiges Schwadronieren schon kräftig Mut zusprechen, denn im Bewußtsein ihres kriminellen Verhaltens waren sie natürlich nervös. Das trug zu einer allgemeinen Bedrückung und Hektik in der Bevölkerung in diesen ersten Oktobertagen des Jahres 1950 bei.

Deprimierend war die Funktion der damaligen sogenannten bürgerlichen Parteien LDPD und CDU. Ohnmächtig, ausgegrenzt und mittels einer totalen Überwachung durch den Stasi-Apparat gelähmt, konnten sie

22 Hilde Benjamin (1902-1989). 1947-1949 Leiterin der Personalabteilung der Deutschen Justizverwaltung, 1949-1953 Vizepräsidentin des Obersten Gerichtes der DDR, 1953-1967 Justizministerin der DDR.

dieser Entwicklung nur zuschauen. In ihrer Klientel überlegte man, wie man von diesem Spektakel loskam, und nicht wenige entschieden sich für die einfachste Lösung, nämlich für die Flucht in den Westen Deutschlands.

Für uns als Studenten verlief diese erste Oktoberwoche allerdings ganz anders. Voller Freude darüber, die Studien wieder aufnehmen und lernen zu können, waren die Vorlesungen und die Praktika bis auf den letzten Platz gefüllt. Da die Studieninhalte der naturwissenschaftlichen Fächer damals noch wenig mit politischen, ideologischen Inhalten belastet waren, war es eine Erholung und eine Freude, sich diesen Fachstudien zu widmen. Jedenfalls empfanden wir das so. Außerdem war es eine Freude, die Kommilitonen, die von außerhalb zum Studium nach Leipzig kamen, wieder zu treffen, mit ihnen gemeinsame Pläne zu schmieden und auch schon mal abends bei einem Glas Bier sich den politischen Frust von der Seele zu reden. So fiel es uns leichter, in den FDJ-Versammlungen das ideologische Gesabbel und die psychologische Pressur der Polit-Funktionäre über uns ergehen zu lassen, die uns mit unbeholfener und steifer Partei-Rhetorik für die bevorstehende Wahl zurechtbiegen wollten.

»Jeder Student ein Agitator für die Kandidaten der nationalen Front«, diesen Satz oder einen ähnlichen versuchten sie uns in die Gehirne zu hämmern. In der Praxis sollte das so aussehen, daß jeder von uns ein Mietshaus seines Wohnbezirkes zugewiesen bekommen sollte, mit dessen Bewohnern er am Wahlsonntag dann gleichsam in einer Prozession zu dem jeweiligen Wahllokal ziehen sollte, um dort den sogenannten »Wahlakt« zu vollziehen. Damit waren wir quasi die Kontrolleure dafür, daß ja kein Bewohner dieses Mietshauses der Wahl fernblieb. Auf diese Art und Weise waren wir also Handlanger der Stasi, oder wir sollten es wenigstens sein. Das war für die meisten von uns insofern fatal, weil wir, die wir in Leipzig geboren und aufgewachsen waren, natürlich allen Bewohnern der Umgebung bekannt waren. Man kannte auch die Einstellung unserer Eltern, so daß es besonders niederträchtig war, uns in diese Situation hineinzuzwängen.

Wir waren dazu ausersehen, die Menschen von Dingen zu überzeugen, die sie nicht wollten, die ihnen nichts nutzten und die nicht zu ihrem Vorteil gereichten. Ich hatte das Gefühl, mich in einer pervertierten Situation zu befinden, und es macht einem schon zu schaffen, gegen seine Überzeugung handeln zu müssen. Das belastete mein Gewissen. Wie immer in solchen Fällen, schiebt man die Entscheidung vor sich her. Immer in der unbestimmten Hoffnung, daß sich die Situation aus irgendwelchen Gründen bis zum 15. Oktober noch einmal ändern könnte. Doch die Zeit bis dahin war kurz, und so stürzten wir uns zunächst in die Studienarbeit. Jeder von uns wehrte sich gegen das Umerziehungsziel, was man offensichtlich für uns vorgesehen hatte, denn das hätte für uns bedeutet, mit einem pervertierten Gewissen leben zu müssen und Anteil an diesen Akti-

vitäten zu haben, wider bessere Einsicht zu handeln und am falschen Objekt investiert zu haben. In diesen Tagen verstanden es die Politbonzen der SED, uns, die wir die Abiturientenminderheit im Semester waren, auf eine Weise unter Druck zu setzen, mit der unverhohlenen Absicht, uns aus der Reserve zu locken und zu einer unbedachten Äußerung gegen den Staat oder gegen die herrschende Parteidisziplin zu veranlassen. Das hätte dann natürlich unsere Relegierung aus dem Studium und vielleicht Schlimmeres nach sich gezogen. Ein klassisches Instrument der angewandten Pressionspsychologie, mit dem Machthaber aller Schattierungen zu allen Zeiten den Loyalitätspegel ihrer Untertanen gemessen haben.

In jener ereignisreichen ersten Woche des Oktobers 1950 traf mich persönlich ein weiteres Ereignis mit außergewöhnlicher Härte. Es erschütterte mich zutiefst und erfüllte mich mit unsagbarer Angst. Mein ehemaliger treuer Freund und Schulkamerad, Detlef Weichhold, war 1946, damals ganze 16 Jahre alt, über Nacht spurlos verschwunden. Mir waren noch die verzweifelten Bemühungen seiner alleinstehenden Mutter in Erinnerung – sein Vater war im Zweiten Weltkrieg gefallen –, eine Nachricht über den Verbleib ihres einzigen Sohnes von den, wie sie glaubte, zuständigen Stellen der Polizei zu erhalten. Alle diese Versuche blieben damals erfolglos. Ich konnte mich noch gut an ihr verhärmtes Gesicht und ihre verzweifelten Bemühungen erinnern, als sie bei mir anfragte, ob sich Detlef nicht eventuell bei uns aufhielt. Das war der zweite Schmerz, den man ihr zugefügt hatte, seit dem Tod ihres Mannes. Wie später durchsickerte, wurde Detlef von der politischen Polizei beschuldigt, Angehöriger des legendären Werwolfs<sup>23</sup> gewesen zu sein, einer Organisation der Hitlerjugend, die angeblich auf den Partisanenkrieg gegen die Besatzungsmächte vorbereitet worden war. Diese Beschuldigung war ebenso an den Haaren herbeigezogen wie unsinnig, denn ich kannte Detlef schon seit vielen Jahren während des Krieges. Wir waren täglich in der Schule und privat zusammen. Unsere Welt war damals, im Jahre 1946, die Welt der Sechzehnjährigen – mit Idealen und Interessen, mit Streichen und phantasievollen Vorstellungen über die Zukunft, die keiner von uns in solcher Schwere erahnen konnte – gleichsam aber auch Betroffene und Opfer der Geschehnisse im Deutschland der vierziger Jahre.

Nach vier Jahren ohne Lebenszeichen, ohne die Möglichkeit, eine einzige Postkarte empfangen oder an seine Mutter geschrieben zu haben, erschien Detlef in jener schicksalschweren ersten Oktoberwoche des Jahres 1950 genauso plötzlich, wie er verschwunden war, wieder auf der Bildfläche. Er hatte ohne Urteil vier Jahre in dem berühmten Politzuchthaus Bautzen in einer Zelle verbracht. Einer seiner Lungenflügel war tuberkulös

23 Unter dieser Beschuldigung wurden Tausende von Jugendlichen verhaftet, ohne daß in der Regel die Beschuldigung gerechtfertigt gewesen wäre. Die sogenannten Rädelführer von ihnen wurden oftmals hingerichtet.

geworden, und er war erst 20 Jahre alt, als ich ihn wieder sah. Als wir uns gegenüber standen, übermannte mich für Sekunden das Gefühl des vom Schicksal unverschuldet Begünstigten, nachdem er mir sagte, daß er es damals in der seelischen und körperlichen Folter gerade noch hatte verhindern können, meinen Namen zu nennen; wodurch mir, als seinem Freund, sein Schicksal erspart blieb. Er hatte keinen Schulabschluß, keine berufliche Ausbildung und war lebensgefährlich erkrankt. Ich dagegen hatte während all der Zeit die Beine unter Vaters Tisch gestellt und das Glück, das Abitur abgelegt zu haben. Ja, mehr noch, ich hatte einen Studienplatz an der Universität Leipzig bekommen, und zwar im Fach Chemie, was ich aus Neigung und mit Interesse studieren wollte.

Alle meine Sorgen und Nöte erschienen mir in diesem Augenblick klein und unbedeutend, und meine Hochachtung vor seiner charakterlichen Stärke und seiner treuen Freundschaft war sehr lebendig. Er verabschiedete sich von mir mit heiteren, gleichsam zukunftsfrohen Gedanken. Trotz seines schweren Schicksals hatte er das beglückende Gefühl, der Vergangenheit entronnen zu sein. Die menschliche Natur hat auf jeder Schicksalsebene eine Hoffnung eingebaut. Ohne diese Hoffnung ist das Überleben der Menschen in manchen Situationen offenbar gar nicht möglich.

Wie schnell auch für mich der Tag der Bewährung bevorstand, war mir zu diesem Zeitpunkt Gott sei Dank noch nicht bewußt.

## Die Verhaftungswelle rollt

Der 6. Oktober 1950 war ein Freitag. Der Vormittag war wie üblich mit dem Besuch von Vorlesungen ausgefüllt. Der Nachmittag gehörte dem anorganisch-analytischen Praktikum, was in einem Laboratoriumssaal des alten Chemischen Institutes der Universität Leipzig, Ecke Brüder- und Stephanstraße durchgeführt wurde. Die Studenten arbeiteten dort an Arbeitsplätzen, die nicht breiter waren als 50 cm. Dichtgedrängt, aber jeder mit dem glühenden Wunsch erfüllt, diese Übungen und Experimente so exakt wie möglich auszuführen, mit Wißbegierde und persönlicher Opferbereitschaft.

*Scharf fiel dabei auf, daß seine Kommilitonen Otto Bachmann und Karl Miertschischk nicht anwesend waren. Da beide außerhalb Leipzigs wohnten und zudem für den Samstag eine FDJ-Demonstration angesetzt war, vor der man sich möglichst drücken wollte, machte er sich keine größeren Sorgen. (...) Am Nachmittag waren Laborexperimente zu erledigen.*

Jeder war vollständig mit seinem Problem beschäftigt, und man achtete kaum aufeinander. Ab und zu gab es einen Scherz oder ein Wort oder eine Frage, einen Ratschlag an einen Bekannten oder Freund. Die Arbeitsatmosphäre war angenehm und motivierend kooperativ. Von meinem Arbeits-

platz aus waren es nur wenige Schritte zu dem Arbeitsplatz von Günther Herrmann.

Es mag kurz nach 15 Uhr gewesen sein, als einer unserer Polit-Funktionäre der SED namens Ingo Merbeth das Labor betrat und auf Günther Herrmann zuging. Ich wurde durch einen flüchtigen Blick auf Günther Herrmanns Gesicht überrascht, auf dem ich Unmut über die Unterbrechung sekundenlang zu erkennen glaubte. Neugierig näherte ich mich den beiden und hörte gerade noch, wie Günther ärgerlich bemerkte: »Das hätten die doch schon lange bemerken können«. Merbeth redete wieder eindringlich auf ihn ein: »Du mußt unbedingt gleich zur Fakultät gehen und den Sachverhalt klären«. Als Günther bemerkte, daß ich herangetreten war, sagte er zu mir gewendet: »Hör' mal, da kommt der Merbeth und behauptet, ich solle sofort zur Fakultät kommen, da ich angeblich für Biologie, nicht für Chemie eingeschrieben wurde. Jetzt, nach zwei Semestern, merken die das erst. Dazu haben sie doch weiß Gott lange genug Zeit gehabt. Für mich war klar, daß ich von Anfang an Chemie studieren wollte und kein Wort von der Biologie gesagt habe.«

*Günther Herrmann weigerte sich zunächst weiter, seine Arbeiten zu unterbrechen, doch Merbeth ließ nicht locker, und so packte Günther Herrmann schließlich seine Sachen zusammen und verließ das Labor. Die anderen wandten sich wieder ihrer Arbeit zu, der Vorfall geriet in Vergessenheit.*

Inzwischen wurde es Abend. Punkt 18 Uhr öffnete sich wie üblich die in ihren Angeln scheppernde Labortür, und das Gesicht des alten Hausmeisters erschien für kurze Zeit, indem er die Worte »Bitte beenden« in den Saal schrie, um damit verständlich zu machen, daß das Laboratorium in wenigen Minuten geschlossen würde. Während wir unsere Geräte und Utensilien zusammenpackten, dem einen oder anderen noch einen Gruß zuriefen oder mit Bedauern zum Ausdruck brachten, daß am nächsten Tag wieder »Pappköpfe« durch die Gegend getragen werden müßten, leerte sich langsam das Laboratorium. Rolf Grünberger kam an meinem Tisch vorbei und schlug vor, den Heimweg gemeinsam bis zum Johannisplatz zu gehen.

Ermüdet und erschöpft von der Arbeit im Labor war ich froh, frische Luft einatmen zu können, und Rolf ging es nicht anders. Jeder hing seinen Gedanken nach, aber keiner von uns beiden dachte an eine Gefahr. Dieser Abend im Oktober war klimatisch noch relativ mild. Die spärliche Straßenbeleuchtung warf gespenstische lange Schatten von den durch Bombenangriffe fast völlig zerstörten Häusern der Stephanstraße vor uns. So gingen wir als einsame Fußgänger auf dem lückenhaften Straßenpflaster. Erst am Johannisplatz nahm der Verkehr etwas zu, und die Straßen wurden belebter. An der Straßenbahnhaltestelle verabschiedete ich mich von Rolf mit den Worten: »Otto und Karl haben es richtig gemacht, sich für morgen ein Alibi zu verschaffen«. Rolf erwiderte darauf: »Wenn es nicht um mein Stipendium ginge, wäre ich morgen ebenfalls nicht da. Also

machs' gut, bis morgen!«. »Okay, bis morgen«, und wir gingen jeder unseres Weges.

Mein Weg führte mich vom Johannisplatz aus langsam die Querstraße hinunter, das letzte Stück Weges zur Ecke Querstraße und Schützenstraße, wo sich die Wohnung meiner Eltern befand. Ich konnte das Mietshaus durch einen Hintereingang erreichen, indem ich von der Querstraße Nr. 31 aus die Abkürzung durch den Hof dieses Nachbargrundstückes nahm. Dieser für beide Häuser gemeinsame Hof war dunkel, das Licht der erleuchteten Parterrewohnungen drang gedämpft durch die Fenstervorhänge, so daß ein Ortsunkundiger nur mühsam den Weg gefunden hätte. Die Hoftür unseres Hauses war nach innen zu öffnen, man mußte eine Stufe nach unten steigen und kam in eine Nische, die auf der einen Seite durch die Kellertür begrenzt war. Wie oft hatte ich vor mehr als fünf Jahren nächtens während der Angriffe der anglo-amerikanischen Luftwaffe in dieser Nische gestanden, während das Krachen der Bombeneinschläge und das bellende Feuer der Flakgeschütze sowie die Schreie der zu Tode erschrockenen Menschen die Nächte in ein Inferno verwandelten. Der Keller, der durch die Nische begrenzt war, diente den Familien des dreistöckigen Mietshauses während des Zweiten Weltkrieges als Luftschutzkeller.

Das Licht der Hausflurbeleuchtung des Eingangs von der Schützenstraße Nr. 8 war weitgehend durch die Haustreppe abgeschirmt, so daß diese Nische im Dunkeln lag. Im Vorübergehen erschrak ich, als ich eine Gestalt mit hellem Trenchcoat, deren Gesicht ich nicht erkennen konnte, hinter der Treppe in eben dieser Nische stehen sah. Auch die Person war über mein plötzliches Erscheinen offenbar erschrocken und drückte sich tiefer in die dunkle Ecke, ohne ein Wort zu sagen. Ich stieg langsam die Haustreppe hinauf und dachte über das seltsame Versteckspiel nach. (...) Das war der Beginn eines widerlichen Katz- und Mausspieles, was sich in der nächsten Stunde abspielen sollte. Es hatte den Charakter einer Schmierkomödie, die allem, was eine Rechtsstaatlichkeit normalerweise erwarten läßt, Hohn sprach.

*Während Scharf, um die Zeit bis zum Abendessen zu überbrücken, noch Vorlesungen nacharbeitete, klingelte es plötzlich.*

Ich hörte, wie meine Mutter öffnete, ohne daß ich diesem eigentlich alltäglichen Vorgang weiter meine Aufmerksamkeit schenkte. Wenige Minuten später erschien sie in meinem Zimmer. Indem ich zu ihr aufblickte, glaubte ich für Sekunden eine Mischung aus Überraschung und Besorgnis in ihrem Gesicht lesen zu können. »Da war eben ein Mann da, der sagte, Du solltest mal runter in das Aufklärungslokal der Nationalen Front zu einem Herrn Schneider kommen, kennst Du den denn?« Sie benutzte das Wort »Mann« nicht »Herr«, und wieder spiegelte ihr Gesicht diese Mischung von Verwunderung und Sorge, die ich allerdings sofort zerstreute, indem ich ihr erklärte, daß dies offenbar der Zeitpunkt sei, an dem ich die Zuteilung über das Haus empfangen sollte, mit dem ich als »Agita-

tor« an jenem 15. Oktober 1950 zur Wahlurne gehen sollte, wie man das uns Studenten angekündigt hatte. Durch meine Erklärung beruhigte sich die Mutter, denn auch ihr erschien sie plausibel, so daß sich ihre Bedenken zerstreuten. Es blieb mir trotzdem nicht verborgen, daß sie sich weitere Gedanken über den Vorgang machte. Später wurde mir klar, wie Menschen selbst in alltäglichen, scheinbar normalen Situationen Gefahr wittern können, wenn es um ihnen nahestehende Personen geht.

Ich zog meine Windjacke an und verließ die Wohnung. Die Schützenstraße war zu dieser Zeit recht belebt. Außer der Straßenbeleuchtung lieferten die Schaufenster der Geschäfte genügend Licht, so daß die Straße am Abend hell erleuchtet war.

Ich trat aus der Haustür und ging unbekümmert und ohne mich umzuschauen die wenigen Schritte nach links bis zu dem mir bekannten ehemaligen Geschäft, das als Parteilokal ausgebaut war. In der Tür vertrat mir ein untersetzter Mann Ende vierzig den Weg mit den Worten, die er in breitem sächsischen Dialekt sprach: »Sind Sie Scharf?« Verwundert bejahte ich die Frage. »Hans-Joachim?«, forschte er weiter. »Nein, Hans-Dieter heiße ich«, berichtete ich ihn. Daraufhin zog er einen Gegenstand, der wie eine Plakette aussah, aus der Tasche seines schäbigen braunen Mantels und sagte im gleichen breiten sächsischen Tonfall: »Kriminalpolizei, Sie müssen mal mitkommen«. In diesem Augenblick fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Die Ereignisse im Labor am Nachmittag um Günther Herrmann – der Mann in der Nische am Hintereingang unseres Hauses, die Besorgnis meiner Mutter – nun war mir schlagartig klar, was hinter all dem steckte. Wie oft hatte man Gerüchte von ähnlichen Verhaftungen gehört. Es wurde mir klar, was das alles zu bedeuten hatte. In Bruchteilen von Sekunden dachte ich an Flucht, das Herz schlug mir bis zum Halse, mir schoß der Gedanke durch den Kopf, zurück in das Haus zu laufen und über die Dächer zu entkommen. Da kannte ich mich aus, da waren genügend Wege über Trümmer, denen ein Unkundiger so schnell nicht folgen konnte. In panischer Angst versuchte ich, mich umzudrehen. Ich fühlte mich wie ein in die Falle gelaufenes Tier. Panik signalisierten alle meine Sinne! In diesem Augenblick ergriff eine zweite Person, die unbemerkt hinter mich getreten war, den kleinen Finger meiner linken Hand, bog ihn nach außen, was sehr stark schmerzte und zischte mir ebenfalls in breitem Sächsisch den merkwürdigen Satz in das Ohr: »Machen Sie keinen Fluchtversuch, Ihr Leben ist Ihnen sicher lieber als Ihr Finger«. Offenbar wollte er zum Ausdruck bringen, daß er mir den Finger brechen werde, wenn ich zu fliehen versuchen sollte.

Mich schauderte. Ich war also in die Falle gelaufen. Sie hatten nicht den Mut und sicher nicht die Legitimation, mich aufgrund eines ordentlichen richterlichen Haftbefehls in der Wohnung meiner Eltern in Gegenwart meiner Mutter zu verhaften, deshalb mußten sie mich auf die Straße locken und dort kidnappen. Fieberhaft jagten mir die Gedanken durch den

Kopf, indem ich wie ein Stock dastand. Was können sie eigentlich von mir wollen? Vielleicht war es eine Verwechslung? Sagte der eine nicht »Hans-Joachim?« Ein schwacher Trost! Derjenige, der meinen Finger immer noch festhielt, war im Gegensatz zu dem vor mir Stehenden schlank, hatte eine Schlägermütze auf dem Kopf und eine zusammengefaltete, speckige Aktentasche unter dem Arm geklemmt. Tarnung? Außerdem trug er einen hellen Trenchcoat. Sofort erkannte ich, daß es sich um die Person handeln müsse, die sich im Hause hinter der Treppe versteckt hielt, als ich durch die Hintertür eintrat. Offenbar hatte er mit der Möglichkeit nicht gerechnet, daß ich diesen Weg nehmen könnte. Beide hatten sehr wahrscheinlich die Absicht, mich schon beim Betreten des Hauses durch die Vordertür zu kidnappen und hatten, nachdem das nicht »planmäßig« verlaufen war, zu dem Trick mit dem »Aufklärungslokal« Zuflucht genommen, mit dem sie mich dann aus der Wohnung lockten. Für Sekunden erinnerte ich mich an den besorgten Blick meiner Mutter, die offenbar intuitiv die Gefahr witterte, ohne sie zu diesem Zeitpunkt rationalisieren zu können.

Ich versuchte noch einen Blick nach oben zu dem Wohnzimmerfenster im zweiten Stock zu werfen, in der vagen Hoffnung, daß meine Mutter vielleicht aus dem Fenster sehen würde. Ich hielt vergeblich Ausschau. Wie sollte sie auch, nachdem ich ihr Mißtrauen mit meiner so plausiblen Erklärung selbst zerstreut hatte.

Meine Häscher drängten mich, zu gehen. Der Untersetzte erkannte offenbar die Gefahr, daß ich schreien und so die Aufmerksamkeit der Passanten erregen könnte - in diesem Falle hätten sie wohl tatsächlich das Weite gesucht, wie Diebe in der Nacht, denn einen schriftlichen Haftbefehl hatten sie ja nicht. Es war bekannt, daß sich die Stasi ehemaliger Krimineller bediente, um Menschen illegal zu verhaften. - Er beeilte sich deshalb, beruhigend auf mich einzureden, wie man es ihm offenbar in Schulungskursen über Menschenfang beigebracht hatte. Das Opfer muß abgelenkt werden. »Sie brauchen keine Sorge zu haben, es handelt sich ja nur um eine kurze Befragung.« Stereotype Phrasen aus dem Lehrbuch aller Geheimdienste und Kidnapper dieser Welt.

In meiner panischen Angst fragte ich den Fetten zu meiner Rechten, warum er das meiner Mutter denn nicht gesagt hatte. Er konterte mit der Bemerkung: »Wir wollten Ihre Mutter nicht beunruhigen.« Den Zynismus dieser Worte konnte ich erst später in vollem Umfang ermessen. Im Moment war ich unfähig, meine Gedanken zu ordnen. Der Untersetzte, dessen breites Gesicht starke Bartstoppeln aufwies, hakte mich rechts unter. Der Dürre stapfte links neben mir her und hielt den kleinen Finger meiner linken Hand immer noch in seiner rechten Faust. (...)

Meine besorgte Frage, was denn eigentlich gegen mich vorliege, beantwortete der Untersetzte, der Anzeichen verbaler Wendigkeit zeigte, mit der stereotypen Antwort, es handele sich ja nur um eine kurze Befragung und ich könne danach sofort wieder nach Hause gehen. Jene platte, alte

und immer wieder neue Stasi-Lüge, die merkwürdigerweise ihre beruhigende Wirkung auf das Opfer nicht verlor, obwohl man wußte, daß es eine Lüge war. Es ist eine Perversion des Prinzips »Hoffnung«, ohne das kein Mensch leben kann.

Ich wühlte in meinem Kopf immer noch in Begriffen wie »Recht« und »Gerechtigkeit«, ohne zu ahnen, daß genau diese durch die kriminelle Macht bereits über Bord geworfen wurden. Meine Situation konnte eher mit dem Bild eines Tieres in einer Schlinge verglichen werden oder schlicht mit dem Opfer eines psychopathischen Straftäters.

Dieses ahnend, war meine psychische Verfassung verzweifelt. In zahlreichen parallelen Denkansätzen versuchte ich, meine Gedanken zu ordnen und damit den Bereich der möglichen Anschuldigungen gegen mich einzukreisen, um, wenn notwendig, darauf gefaßt zu sein. Während die Menschen in ihrer abendlichen Geschäftigkeit auf der Straße ahnungslos an mir und den beiden Schächern vorübergingen, begriff ich langsam, daß die vertraute Gegend und mein Leben sich schlagartig verändert hatten. Ich hatte das Gefühl eines Vogels mit gestutzten Flügeln oder eines Tieres, das sich aus freier Wildbahn plötzlich in einem Käfig befand.

Verzweifelt hoffte ich, in der endlosen Reihe der Passanten ein bekanntes Gesicht zu entdecken, auf einen Menschen zu stoßen, dem die Merkwürdigkeit unserer Fortbewegung – rechts der Untersetzte an meinem Arm, links der Schmächtige meinen Finger umklammernd – dem dieses äußerlich so verschiedene Trio auffiel. Verdammt noch mal, es mußte doch auffallen, daß da etwas nicht stimmte! Letztlich mußte ich aber zugestehen, daß mein Schweigen das eigene Hinführen zur Schlachtbank erst möglich machte. Warum schrie ich nicht oder versuchte der Umklammerung zu entkommen? War es Feigheit – Eingeständnis der eigenen Schuld, der ich mir doch gar nicht bewußt war? Die Hemmung, einen Menschauflauf zu provozieren, war Folge meiner bürgerlichen Erziehung. Oder war es die immer wieder beschwichtigende Bemerkung des Untersetzten, »es ist ja nur eine kurze Befragung«, die mir den letzten Funken Hoffnung keimen ließ – wider besseren Wissens! Noch war es ja nicht zu spät, noch hatten sich die Kerkertore hinter mir nicht geschlossen; noch lief ich durch die Menschen, die ich um ihren grauen Alltag schon jetzt in dumpfer Ahnung zu beneiden begann. Ich war wie gelähmt. Fatalistisch setzte ich einen Fuß vor den anderen, mich mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden an den Gedanken klammernd, vielleicht ist alles doch ein Irrtum, oder Verwechslung, es soll ja nur »eine kurze Befragung« sein! (...)

## In der Untersuchungshaft

Die abendliche Dunkelheit war voll hereingebrochen, als wir das Polizeipräsidium in der Wächterstraße nach einem Fußmarsch von vielleicht 30 Minuten erreichten. Der wachhabende Polizist an der Pforte erkannte meine beiden Häscher und ließ uns mit einem Wink wortlos passieren. Er war an solche Szenen offenbar gewöhnt. Während wir rechter Hand einen Gang entlang gingen, löste sich der Untersetzte von mir und ging voraus. Nach etwa 20 Metern machte der Gang einen Knick nach links, in den ich zunächst nicht einbiegen durfte, bis der Untersetzte wieder erschien und ein Handzeichen gab. Dann führte man mich in ein Zimmer, in dem zwei weitere Personen bereits auf uns warteten. Der Untersetzte tippte zur Begrüßung mit zwei Fingern seiner rechten Hand an seinen Hut und sagte: »Das ist Scharf«, worauf er und der Schmächtige mit den Worten: »Es ist gut« entlassen wurden und sie das Zimmer verließen.

Ich habe nie erfahren, wer diese beiden Typen waren, noch habe ich sie je wiedergesehen. Ich hatte den Eindruck, daß sie nur eine Schlepperfunktion hatten, es waren die »triggermen« der Staatssicherheitsmafia, funktionierende Apparatschiks mit der Mentalität von Hundefängern! Meine beiden neuen »Betreuer« waren jünger und nach Art ihrer Haltung und Gestik sowie nach ihrem sprachlichen Ausdruck offenbar intelligenter oder zumindest besser geschult. Ein überdimensionales SED-Parteiabzeichen an ihren Jackenaufschlägen und ein noch größeres Bild von Wilhelm Pieck an der Wand hinter dem Schreibtisch, der mit einem roten Tuch gedeckt war, signalisierte mir: Hier war ich in der Höhle des Löwen!

Höflich aber kühl beäugten sie mich und forderten mich auf, meine Taschen zu entleeren sowie Hosengürtel und Schnürsenkel der Schuhe auf den Tisch zu legen. Die Befragung könne heute doch nicht mehr stattfinden, fügte man erklärend hinzu. Ich müsse wohl oder übel die Nacht hier verbringen. Die genannten Maßnahmen wären Vorschrift, und da ich nun mal da sei, müsse ich sie auch befolgen! Nach der Befragung morgen früh würde ich alles sofort wiederbekommen – erneute Hinhaltetaktik.

*Scharf folgte der Aufforderung und entleerte seine Taschen.*

Die höfliche Kühle meiner Betreuer täuschte mich erneut, wobei meine Ahnungslosigkeit und mein Sinn für Geradheit dort Korrektheit zu erkennen glaubte, wo gar keine war. Man wurde nicht müde, mir zu versichern, daß ich das alles wiederbekäme, wenn die Befragung vorüber sei, und übergab mich einem uniformierten Gefängnisbeamten, der mich durch die große eiserne Scherentür in den inneren Lichthof des Zellengefängnisses führte. Als sich diese Tür hinter uns ratschend schloß, stieg die Verzweiflung mit dumpfer Ahnung in mir wieder hoch, aber immer noch klammerte ich mich an die infame Behauptung von der »kurzen Befragung«.

Ein aberwitziger Zynismus, in der Retrospektive schloß sich der zweite Kreis der Hölle<sup>24</sup> hinter mir, für lange Zeit, wie sich herausstellen sollte.

Meine Hose haltend, schlappte ich mit offenen Schuhen hinter dem Justizwachtmeister her. Wortlos schloß er eine im Parterre liegende Zelle auf, wodurch der Blick in einen grell beleuchteten, fensterlosen Raum frei wurde, dessen Grundfläche zwei mal vier Meter gemessen haben mag. Das einzige Mobiliar bestand aus zwei je einmeterfünfzig langen Holzbänken aus rohen Brettern mit je vier Holzstempeln als Füßen, sowie einem holzumkleideten WC in der linken Ecke neben der Eingangstür. Der muffige Geruch paßte zu dem dunkelbraunen Ölfarbanstrich der Wände. Eine trostlose, häßliche Einöde, die eher einer geräuschisolierten Folterkammer entsprach, als einer Kemenate für einen Menschen.

Ich weiß nicht, wie lange ich in dem Raum gestanden habe. Die schwere, eisenbeschlagene Tür war geschlossen worden, und die Lampe über der Tür sandte gleißendes Licht, das sich an den glatten Wänden spiegelte. Ich war allein. Da die Verbindung mit der Außenwelt vollkommen unterbrochen war, verlor ich das Gefühl für die Tageszeit.

Ich legte mich auf eine der Holzbänke und versuchte zu schlafen. Sie war so schmal, daß ich befürchtete im Schlaf herunterzufallen. Eine schmutzige braune, nach Phenol stinkende Wolldecke diente mir als Kopfunterlage. Mein Kopf schmerzte, die Augen brannten mir und die Gedanken gingen mir im Kreise. Meine Kehle war trocken, und die muffige, abgestandene Luft tat ihr übriges dazu, das Durstgefühl zu verstärken. Es war warm, obwohl sich kein Heizungskörper in der Zelle befand. Um meinen Durst zu stillen, stand ich auf und versuchte mit der Außenwelt in Verbindung zu treten, deren gedämpfte Geräusche gelegentlich durch die geschlossene Tür drangen.

*Auf seinen Wunsch wurde ihm wortlos ein Becher mit Wasser durch einen Justizbediensteten gereicht. Jedes Zeitgefühl verlierend, wachte er nach unruhiger Nacht auf.*

Und wieder begannen meine Gedanken zu kreisen! Mir war klar, daß ich Rechtsmittel zu meinen Gunsten nicht zu erwarten hatte. Wahrscheinlich kannten sie ihre eigene Verfassung nicht, sie war eh nur eine Attrappe. Die Rechtsperversion der Tyrannei, wonach der Gefangene zunächst gekidnappt, dann verschleppt, beschuldigt und eingeschüchtert wurde, war mir aus der Praxis der braunen Vergangenheit unseres Volkes hinreichend bekannt, als daß ich die nämliche Situation, in der ich mich befand, hätte mißdeuten können. Es wäre einer Verkennung der Wirklichkeit gleichgekommen, mit einem rechtsgültigen Verfahren zu rechnen. Man wird mich isolieren und von mir verlangen, meine Unschuld zu beweisen. Die Frage, was sie mir vorwerfen können oder wo ihr Vorwurf ansetzen könnte, versuchte ich nach logischen Gesichtspunkten zu analy-

24 Im Text finden sich immer wieder Reminiszenzen an Dantes Inferno.

sieren, soweit mir das in dieser Lage möglich war. Um mir etwas Bewegung zu verschaffen, ging ich in der Zelle auf und ab. Die Zeit dehnte sich mir zur Ewigkeit. Vier Schritte in die eine Richtung und vier Schritte zurück.

Irgendwann wurde die Tür aufgeschlossen, und ein Zivilist forderte mich auf, ihm zu folgen. Als ich den Lichthof der Zellenmanege betrat, drang Tageslicht durch das Glasdach. Heftiges Laufen und Schließen der Zellentüren signalisierte mir, daß der Morgen des 7. Oktober angebrochen war. Der Zivilist, dem ich folgte, mag etwa Mitte dreißig gewesen sein. Sein Gang und seine Haltung waren dynamisch, der Gesichtsausdruck war betont gleichgültig, fast abweisend, als ob er mir deutlich machen wollte, daß er irgendwelche Fragen meinerseits sowieso nicht beantworten werde. Der Weg ging in einen Anbau, der eine Duschanlage und sanitäre Einrichtungen enthielt. Mit der Aufforderung, mich auszuziehen, verband er die Erklärung, daß ich mich duschen müßte. Mit forschendem Blick musterte er meinen nackten Körper und blickte mir besonders unter die Achseln und in die Schamhaare. Danach wurde ich gewogen und gemessen. Man legte also eine Akte von mir an. Man betrachtete mich bereits als Menschenmaterial, ohne daß noch ein Wort der Beschuldigung oder die Festlegung einer richterlichen Entscheidung vorlag. Schließlich händigte er mir einfache Baumwollunterwäsche aus und eine grobe, braune Wolldecke, der wieder ein Geruch nach Desinfektionsmitteln entströmte. Meine übrigen Kleidungsstücke waren noch warm, als ich sie wieder anzog, sie waren in der Zwischenzeit offenbar einer Heißluftdesinfektion unterworfen worden. Bevor ich einem inzwischen eintretenden uniformierten Justizbeamten übergeben wurde, durfte ich noch einen Löffel sowie einen Blechbecher und Blechteller in Empfang nehmen.

Das also war das eigentliche Aufnahme­ritual in den »Inneren Kreis der Hölle«. Durch die Dusche fühlte ich mich etwas erfrischt und spürte zum erstenmal ein Hungergefühl. Es mußte immerhin fast 24 Stunden her sein, daß ich die letzte Mahlzeit zu mir genommen hatte, und zwar am Tage zuvor mittags in der Mensa der Universität. Der Uniformierte führte mich durch den Lichthof, und mein Blick wanderte hinauf auf die drei Galerien, auf denen sich Zellentür an Zellentür reihte. Einige Gefangene in Anstaltskleidung waren mit Reinigungsarbeiten beschäftigt und blickten neugierig und verstohlen durch die Maschen der Abfangnetze, die von jeder Etage über den Lichthof gezogen waren, damit hier ja keiner Selbstmord begehen konnte. Eine Steintreppe führte hinauf in den dritten Stock, dort ging es auf einem stählernen Laufsteg entlang bis zu einer der letzten Zellentüren des Obergeschosses. Die Zelle, die geöffnet wurde, war im Vergleich zu der ersten, in der ich die Nacht verbrachte, freundlicher, besonders schon deshalb, weil sich durch ein Fenster das Tageslicht mühsam den Weg durch eine Sichtblende bahnte. Dadurch wurde die Zelle immerhin ausreichend mit Tageslicht erhellt.

Es ist erstaunlich, wie schnell die menschliche Natur bereit ist, selbst in ausweglosen Situationen relativ positiv zu empfinden. Es ist dies der Strohalm, der dem Leben immer wieder über eben diese Klippe des Verzweifeln hinweg hilft, das Prinzip der Hoffnung. Ich versuchte erneut, meine Gedanken zu ordnen. Die insgeheim gehegte Hoffnung, daß sich alles noch als Irrtum, als eine Verwechslung erweisen würde, wie das Erwachen aus einem bösen Traum, verblich nach Lage der Dinge immer mehr. Das sah doch inzwischen deutlich wie eine systematische Einlieferung für längere Zeit aus.

Während die Vormittagsstunden endlos dahinschlichen, versuchte ich meine neue Behausung zu inspizieren. Die Zelle hatte eine Grundfläche von circa drei mal fünf Metern. Die Wände zeigten die übliche kalte glatte Ölfarbe, grün und speckig glänzend. Es gab einen Wandklapptisch aus grobem Holz und eine ebensolche Bank auf der der Tür abgewandten Seite des Tisches, so daß der Gefangene beim Sitzen der Tür und dem Türspion das Gesicht zuwenden mußte. An der gegenüberliegenden Wand war eine eiserne Bettstatt mit Strohmattatze hochgeklappt und mit einem Schloß gesichert, so daß man sie am Tage nicht benutzen konnte. In der Ecke befand sich eine WC-Schüssel. Das Fenster war selbstverständlich vergittert und von außen mit einer Sichtblende in der Weise versehen, daß man außer einem schmalen Streifen des Himmels nichts weiter erkennen konnte. Sollten wir nichts sehen oder nicht gesehen werden? Auf jeden Fall wurde die Isolationsfolter<sup>25</sup> dadurch perfekt.

Nachdem ich mich an die Geräusche in der neuen Umgebung gewöhnt hatte, konnte ich ausmachen, daß das Gebäude offenbar an einen Hof grenzen mußte. Es war inzwischen Abend geworden, die Dämmerung brach herein. Ich war den ganzen Tag in meiner Zelle herumgewandert wie ein Tier im Käfig. Durch das offene Fenster war das Gegröle aus einem der Mannschaftsräume der Volkspolizei zu hören. Es war der 7. Oktober, der 1. Jahrestag der Konstituierung der DDR-Volkskammer und der Gründung der DDR als ein unabhängiger und erster Arbeiter- und Bauernstaat auf Deutschem Boden. Über den Hof drang unverkennbar die Stimme von Walter Ulbricht aus einem Radiolautsprecher.

Ich konnte die Worte, die er sagte, nicht verstehen, vernahm aber jeweils das laute Zustimmungsgeheul der offenbar angetrunkenen Vopo- und Stasi-Mannschaften. Die Szene machte mich schaudern, so schrecklich waren meine Assoziationen in dieser Minute.

*Scharf fühlte sich unversehens an die schlimmsten Zeiten des »Dritten Reiches« erinnert, zog Vergleiche zwischen Nationalsozialismus und »Real-*

25 Verhaftete wurden beim MfS wie auch bei dem NKWD während der Untersuchungshaft häufig in völliger Isolation gehalten, die manchmal länger als ein Jahr dauern konnte.

*sozialismus« stalinscher Prägung. War der Realsozialismus doch nur eine Spielart des Faschismus in diesem Jahrhundert, fragte er sich.*

Es war nun dunkel. Das Klappern von Blechnäpfen signalisierte die Zeit des Abendessens. Das Licht in der Zelle wurde eingeschaltet, und das Klappern der Blechnäpfe näherte sich auf den Stahlplatten vor der Zelle. Beim Öffnen der Türklappe mußte ich meinen Blechteller hinausreichen und herein kam dann eine dampfende wäßrige Suppe und ein Stück Brot. Nach der Mahlzeit, die ich mit Heißhunger verschlang, wurde es wieder ruhiger im Bau. Schließlich kam ein Wachmann, öffnete die Tür und entriegelte das Schloß des Klappbettes. Ich durfte mich zur Nachtruhe hinlegen. Nicht lange danach wurde das Licht gelöscht, und Dunkelheit hüllte mich ein. Der Geruch nach trockenem Stroh und der schmale Streifen Himmel über der Sichtblende war das letzte, an das ich mich noch erinnere, danach muß ich vor Erschöpfung eingeschlafen sein.

Der neue Tag, Sonntag der 8. Oktober 1950, begann mit Morgentoilette und Frühstück. Während man in dieser Weise beschäftigt wird, fällt einem das Denken nicht zur Last, und vegetative Bedürfnisse verdrängen die Gedanken. Doch dann begannen die langen Vormittagsstunden, in denen nichts geschah. Einzelhaft. Ich war da offenbar in eine Sache hineingeraten, deren Ausmaß ich nicht abschätzen konnte. Ich fühlte mich in der Rolle eines Schauspielers, der in einem Stück mitspielen sollte, dessen Drehbuch er nicht kannte und dem auch die Personen unbekannt waren, die in dem Stück mitwirkten. Die ganze schreckliche Wahrheit sollte mir erst nach und nach klar werden.

*Scharf durchforstete die unmittelbare Zeit vor der Verhaftung auf mögliche strafbare Handlungen und Haltungen. Er war im Sommer 1950 in West-Berlin gewesen, hatte »schwarz« Geld getauscht; unter seinem Bett war ein Koffer mit Westliteratur einschließlich der Bibel und einer Ausgabe von »Readers Digest«.*

Vielleicht hatten sie den Koffer gefunden. Aber bei genauer Betrachtung, selbst eingedenk der Überreaktion der Parteibonzen in solchen Fällen, war die an mir vollzogene Maßnahme unverhältnismäßig überzogen. Was steckte dahinter?

Der Tag ging dahin, schleppend und ohne Besonderheiten. Ich versuchte mit meinem Blechlöffel die Wände abzuklopfen. Dabei lauschte ich auf eine Antwort aus den benachbarten Zellen. Nur auf der einen Seite hörte ich als Antwort ein schwaches Kratzen an der Wand. Ich beherrschte noch nicht die hohe Schule der Informationsübertragung über die Zellwände, und so waren diese Geräusche für mich nicht viel wert. Die Wände mußten ziemlich dick sein, denn Geräusche drangen nur ganz leise hindurch.

Am Morgen des nächsten Tages versuchte ich, einen Entschluß in die Tat umzusetzen. Ich verweigerte das Frühstück. Der Beamte nahm das ohne Rührung zur Kenntnis, klappte allerdings die Türöffnung mit sichtli-

cher Verärgerung lautstark zu. Offenbar war ihm die Sache in seinem Zellenabschnitt unangenehm, in seiner offenbar preußischen Vorstellung von Pflicht kam so etwas nicht vor. Ich setzte mich auf meine Bank und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Meine Geduld wurde auf eine lange Probe gestellt. Ich mußte noch die Mittagsmahlzeit verweigern – und das fiel mir gar nicht leicht, denn ich war hungrig. Es muß etwa 15 Uhr gewesen sein, da vernahm ich das Geräusch von Nagelstiefeln auf den Stahlplatten des Ganges vor den Zellen, und mit dem bekannten Schlüsselgeräusch »Klack, Klack« öffnete sich meine Zellentür. Herein trat ein Vopo-Offizier, an der Tür standen zwei einfache Vopos. Der Offizier war nicht viel älter als ich, vielleicht 25 Jahre. Schneidige Uniform mit Reithosen und Stiefeln. Der erste Eindruck: Ein strammer Soldat. Er schrie mich an: »Stehen Sie auf und legen Sie die Hände an die Hosennaht!« Ich erhob mich langsam. Welcher Nationalpolitischen Erziehungsanstalt<sup>26</sup> der Nazis war denn der entsprungen? Er erinnerte mich an meinen strammen HJ-Führer, der uns noch im April 1945, wenige Wochen vor der Kapitulation des Hitlerregimes, für die Waffen-SS ködern wollte. Ich erwiderte, daß ich jetzt den dritten Tag hier sei und immer noch nicht wisse, weshalb ich hier festgehalten werde. Ich verlangte eine Vernehmung und eine anwaltliche Vertretung. Mit den Worten: »Sie haben hier überhaupt nichts zu verlangen« und »weshalb Sie hier sind, werden Sie noch früh genug erfahren« drehte er sich um und verließ mit seinen beiden Unterchargen meine Zelle. Das war also die Elite des Arbeiter- und Bauernstaates. Von der Rechtsbindung an ihre eigene Verfassung hielten sie nichts. Das war ihnen in der Vergangenheit offenbar nicht beigebracht worden. Für sie war der Übergang vom Faschismus in den Sozialfaschismus<sup>27</sup> stufenlos verlaufen. Sie waren in jenem System die nützlichen hirnlosen Idioten, und sie sind es in dem jetzigen. Die Schritte der Nagelstiefel entfernten sich von der Tür. Die eintretende Ruhe war bedrückend. Mein Herz klopfte bis zum Hals. Ich war aufs äußerste beunruhigt. Und wieder gingen quälende Gedanken wie ein Mühlenrad im Kopf herum. Was ging hier eigentlich vor?

Es mag etwa eine Stunde oder mehr vergangen sein, die Dämmerung begann schon wieder hereinzubrechen, da wurde meine Zellentür erneut geöffnet. Diesmal war es ein Justizbeamter, der mich anwies, ihm zu folgen. Meine Hose wieder mit den Händen haltend, schlappte ich mit meinen offenen Schuhen hinter ihm her. Es ging die Steintreppe wieder herunter bis ins Erdgeschoß. Dort wurde eine als Büroraum eingerichtete

26 Im »Dritten Reich« gab es circa 30 Nationalpolitische Erziehungsanstalten, an denen die zukünftige militärisch-administrative Elite unterrichtet werden sollte. Das Personal unterstand zunächst der SA, später der SS. Der Unterricht entsprach einer Symbiose zwischen preußischem Geist und NS-Ideologie.

27 Gemeint ist hier: Faschismus in den Farben der SED.

Zelle geöffnet, und ich wurde hineingeschoben. Der Tür gegenüber befand sich ein großer Schreibtisch mit einem roten Tischtuch und Hammer und Sichel. Die Wand hinter dem Schreibtisch zierte ein Stalinbild. Links neben der Tür saßen zwei Zivilisten, die ich nur flüchtig mustern konnte, da meine Aufmerksamkeit sich auf einen sowjetischen Offizier konzentrierte, der bei meinem Eintritt seine Schreibtätigkeit hinter dem Schreibtisch nur kurz unterbrach, indem er mich mit einer einladenden Handbewegung höflich lächelnd nötigte, ihm gegenüber auf einem Stuhl Platz zu nehmen.

Es vergingen Minuten des Schweigens. Das gab mir die Möglichkeit, den seelenruhig schreibenden, freundlichen Offizier genauer zu betrachten. Er würdigte mich keines Blickes. Die schneidige Uniformjacke bedeckte seinen massigen Oberkörper. Die Glatze wurde von einem Haarkranz umfaßt, seine dicken Wurstfinger waren gepflegt, sauber manikürt und mit mehreren Ringen geschmückt. Ein Duft von Parfüm kam aus seiner Richtung. Sein Rang war der eines Majors, und die Brust schmückte eine Ordensschnallenleiste. Er mag um die 50 Jahre oder älter gewesen sein. Auf den ersten Blick eine gepflegte, kultivierte Erscheinung. Seit meinem Eintritt war kein Wort gesprochen worden.

Die beiden Zivilisten in meinem Rücken waren stumm wie Fische. An ihnen fielen mir besonders die großen SED-Abzeichen auf den Revers der Jacken auf. Die ersten durchaus beklommen klingenden Worte kamen von mir: »Ich möchte endlich wissen, weshalb ich hier festgehalten werde!« Da war es heraus, und ich fühlte mich erleichtert dabei! So stark war für mich die Bedrückung. Er blickte auf, kam um den Tisch herum und legte seine Hand lächelnd auf meine Schulter; fast eine väterliche Geste. Darauf sagte er in nahezu perfektem Deutsch: »Das wissen Sie nicht? Sieh an, sieh an!«

*Dann mußte Scharf ein Übergabeprotokoll für einige persönliche Dinge unterzeichnen und wurde zurück in die Zelle gebracht.*

Unterwegs versuchte ich den Justizbediensteten anzusprechen: »Sagen Sie mir, was hat das alles zu bedeuten?« Er tat so, als hörte er meine Worte nicht. Als er die Tür meiner Zelle öffnete und mich hineinschob, flüsterte er mir hastig zu: »Es sieht schlecht aus!« Damit schloß er die Tür ab. Ich war wieder allein in meiner Zelle. (...)

## Auslieferung an das NKWD

Ich war nun schon vier Tage in den Händen dieser Schergen, es sollte ja eigentlich nur eine »kurze Befragung« werden. Befragt hatte mich bisher niemand. Bei allen Versuchen meinerseits, Klarheit zu schaffen, lief ich gegen Wände. Dagegen konnte ich eine mit perfider Logik ablaufende Ein-

fädelungsstrategie erkennen, die vom ersten Augenblick an nur ein Ziel hatte, mich für die stalinschen Sklavenlager vorzubereiten.

Sehr viel später erkannte ich, daß das, was an mir durch den freundlichen, angenehm duftenden Sowjetmajor vollzogen wurde, nichts anderes war, als eine Selektion erster Klasse; eine Auslese eben für diese Sklavenlager Stalins. (...)

Wieder kamen mir schreckliche Bilder aus der braunen Vergangenheit in Erinnerung, die nach 1945 wie ein Keulenschlag auf mich herniederprasselten, als die ganze abscheuliche Wahrheit über die NS-Zeit mir zum erstenmal bekannt wurde. (...)

In der folgenden Nacht zum 10. Oktober 1950 wurde ich durch eine allgemeine Unruhe im Zellenbau geweckt. Das »Klack, Klack« des Türenschließens und Laufens auf den Stahlplatten der Gänge war laut und aufdringlich, obwohl bereits die Nachtruhe eingeläutet war. Es dauerte nicht lange, so wurde das Licht in meiner Zelle angeknipst und die Zellentür geöffnet. Ein Justizbeamter erschien: »Ziehen Sie sich an, schnell schnell, und nehmen Sie Decke und Geschirr mit, Sie werden verlegt!« Mitten in der Nacht? Warum konnte man nicht bis zum Morgen damit warten? Wie spät war es eigentlich - Mitternacht? Schlaftrunken zog ich hastig meine Hose, Jacke und Schuhe an und suchte das Blechgeschirr und die Decke zusammen. Da wurde die Tür auch schon wieder geöffnet, und zwei Justizbeamte führten mich die Treppe hinab.

Auf dem unteren Sockel der Treppe lagen bereits zwei Decken und das dazugehörige Geschirr fein säuberlich aufgestapelt, und ich wurde angewiesen, meines daneben zu legen, ordentlich natürlich! Dann ging es in die sogenannte Effektenkammer. Ich sah niemanden anderen als die Justizbeamten. Als ich eintrat, war ein Beamter gerade damit beschäftigt, meine mir abgenommenen Utensilien auf den Tisch zu legen. Meine Schnürsenkel, meinen Gürtel, meine Mensakarte und meinen Kamm, alles legte er fein säuberlich vor mich hin und nötigte mich zu einer Unterschrift mit den Worten: »Wenn das Ihre Sachen sind, so unterschreiben Sie hier«, damit schob er mir ein Effektenbuch hin, »denn Sie werden bei uns entlassen!« Bei den Worten »entlassen« strömte es mir heiß durch den Körper. Also war meine Verhaftung doch ein Irrtum?! Und das hatte sich heute herausgestellt, sodaß ich jetzt entlassen werden konnte? Wieder brach in mir das Prinzip »Hoffnung« durch.

Eine Person im braunen Anzug, von der ich später von anderen Gefangenen, die den gleichen Weg vor mir gegangen waren, erfuhr, daß es sich um »Hermann den Menschenfänger« handelte, dessen Aufgabe wohl die Übergabe der Gefangenen an das NKWD war, nahm meine Effektentüte aus der Hand des Justizbeamten und wiederholte den Satz: »Kommen Sie, ich führe Sie raus«.

Dabei nahm er mich beim rechten Arm, und wir gingen zusammen einen langen, dunklen Gang entlang. Ich konnte fast nichts erkennen, so

dunkel war es, und vertraute auf die Stimme meines Begleiters, der mich ab und zu auf Stufen aufmerksam machte. Obwohl die Szene gespenstisch war, klammerte sich mein Geist an die Worte: »Ich führe Sie raus!«, und wollte das alles gar nicht mehr so richtig zur Kenntnis nehmen. Am Ende des Ganges erkannte ich eine Gittertür und das schwache Licht eines nächtlichen Lichthofes.

Auf dem Hof stand ein sowjetischer Mannschaftskastenwagen vom Typ Dodge, aus den Pacht-Leih-Lieferungen der Amerikaner an die Russen während des Krieges, und davor standen zwei uniformierte Sowjetsoldaten mit der grünen Mütze des NKWD und einer Kalaschnikow im Anschlag. Mir fuhr das lähmende Entsetzen in die Glieder. Gerade noch in der Hochstimmung, entlassen zu werden, lähmte mich der Schreck vollständig, denn jetzt wußte ich, was das ganze Theater der vergangenen Tage sollte – man hatte die Absicht, mich in Sicherheit zu wiegen! Hier erkannte ich die zynische Fratze dieses menschenverachtenden stalinistischen Systems der Gewalt und alle die, die das widerwärtige Spiel mitspielten. Die schrecklichen Geschichten des Psychoterrors aus dem Gestapo-Keller waren für mich plötzlich lebendige Wirklichkeit, sie hatten mich eingeholt. Wie sie sich doch gleichen, die Systeme und ihre Repräsentanten!

Mit groben Lauten »dawai! dawai!« stießen die NKWD-Schergen mich die Stufen zur Tür des Autos hoch. Im Inneren erwartete mich ein dritter NKWD-Offizier mit Handschellen, die er über meinen Handgelenken auf dem Rücken schloß, und schubste mich auf eine der beiden an den Längsseiten angebrachten Bänke, indem er die Zähne fletschte und die Worte: »Nix sprechen!« herauspreßte. Darauf setzte er sich wartend auf den zwischen den Bänken liegenden Ersatzreifen des Autos, und ich harrete der Dinge, die da kommen sollten. Vor Entsetzen war ich unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Zunächst waren wir beide allein. Doch bald hörte ich wieder Stimmen und Schritte im Hof, und es dauerte nicht lange, so ertönten die »dawai, dawai«-Laute erneut. Mein Studienkollege Otto Bachmann stolperte in den Wagen. Auch ihm wurden die Hände mit Handschellen auf den Rücken verkettet, und er wurde auf die Bank mir gegenüber geschubst. Der Satz: »Nix sprechen!« peitschte wieder über uns herein, und der Scherge setzte sich mit funkelnden Augen voller Haß zwischen uns auf den Autoreifen. Welche Art der Verhetzung und der paranoiden Entpersönlichung hat er wohl über sich ergehen lassen müssen, bis er als Apparatschik auf Menschen angesetzt werden konnte?

Diese Zeremonie wiederholte sich noch einige Male auf die gleiche Weise. Hereingebracht wurden meine Studienkollegen Rolf Grünberger, Günther Herrmann und noch vier weitere zu diesem Zeitpunkt mir unbekannte Personen, die mir später als Ehrhardt Becker (von Beruf Tischler), Werner Gumpel, Siegfried Jenkner, letztere Studenten anderer Fakultäten der Universität Leipzig, bekannt wurden. Da wir nicht miteinander spre-

chen durften, der »Wachhund« saß zwischen uns, sagten unsere Blicke, die wir miteinander austauschten, alles.

Nach und nach wurde uns die ganze widerwärtige Geschichte klar. Jeder von uns wurde auf ähnliche Weise gekidnappt. Es dauerte noch eine Weile, bis offenbar noch weitere Personen, die wir nicht sehen konnten, in abgetrennten Teilen des Wagens verstaut wurden, und dann setzte sich das Gefährt rumpelnd in Bewegung. Unsere Stimmung war depressiv. Der NKWD-Scherge auf dem Ersatzreifen zwischen den Bänken beobachtete uns mit verschlagenen Augen wie ein Tier und stieß ab und zu mal haßerfüllt die Worte »nix sprechen« hervor, obwohl keiner von uns dazu Anstalten machte. Offensichtlich war er nervös bei dieser Nacht- und Nebelaktion, wie Kidnapper das zu sein pflegen. Wen wunderts! An den Straßenlaternen, die mir durch die Luftschlitze an der gegenüberliegenden Wand entgegenschimmerten, erkannte ich, daß die nächtliche Fahrt zunächst über den Roßplatz bis zum Augustusplatz, dem späteren Karl-Marx-Platz, verlief, von dort entlang der Dresdner Straße. Dann verlor ich die Orientierung. Mit hoher Geschwindigkeit fuhren wir in die Nacht. (...)

Der ungefederte Dodge-Wagen hüpfte über die Schlaglöcher der Straßen, über die wir fuhren, so daß wir uns die auf den Rücken gefesselten Hände blutig stießen. Meine Stimmung war eine Mischung aus Verzweiflung und Resignation. Obwohl wir bis jetzt noch nicht wußten, wessen wir angeklagt waren, ja überhaupt noch keine irgendwie geartete Anklage stattgefunden hatte, hielt ich es jetzt für möglich, daß sie uns irgendwohin fuhren, um uns umzulegen. Dieser Gedanke war objektiv gesehen sicherlich nicht realistisch, aber die Situation brachte ihn zwangsläufig subjektiv hervor. Wie lange die Fahrt dauerte, war schwer zu schätzen, vielleicht eine oder auch zwei Stunden. Endlich verlangsamte der Wagen seine Fahrt, und auf dem Dach des Wagens hörte ich ein Geräusch, als wenn ein Besen darüber gleitet. Wald? Bäume? Als der Wagen zum Stehen kam, war eine Zeitlang zunächst völlige Stille. Dann hörte ich ein Geräusch, als wenn eine Straßen- oder Eisenbahn in einiger Entfernung vorbei fahren würde. Ich hörte Stimmen, und die Tür wurde geöffnet. Alle unsere Sinne waren hellwach und die Nerven zum Zerreißen gespannt. Die NKWD-Schergen begannen nun, uns einzeln wieder aus dem Wagen zu holen. Jetzt in umgekehrter Reihenfolge wie beim Besteigen des Wagens; ich war der letzte, der den Wagen verließ. Jedesmal wenn einer herausgeholt wurde, war einige Zeit nachher ein dumpfer Schlag zu hören. Die gespenstische Situation verwirrte meine Sinne derart, daß es mir vorkam wie ein Schuß aus einer Waffe mit Schalldämpfer. Als die Reihe an mir war auszu steigen, war ich völlig apathisch!

Ich sah die dunkle Silhouette eines Hauses und eine Außentreppe, die in den Keller des Hauses führte. Am Fuße der Treppe befand sich eine schwere Stahltür, die beim Schließen den von mir erwähnten dumpfen Schlag verursachte, den ich irrtümlich als Schuß gedeutet hatte. Man

fürhte mich in einen hellerleuchteten Kellergang, auf den Dutzende von tristen braunen Holztüren mündeten. Der Gang war mit Nadelfilz ausgelegt, so daß die von Tür zu Tür schleichenden Sowjetsoldaten geräuschlos durch die in jeder Tür angebrachten Spione in die dahinter befindlichen Zellen sehen konnten. Ungefähr fünf oder sechs von diesen Bewachern patrouillierten auf dem Gang entlang. Sie waren leicht bekleidet und ohne Waffen. Ihre olivgrünen Uniformhemden waren durch einen Ledergürtel um die Hüfte geschnürt. Die Füße steckten in weichen Rehllederstiefeln, und auf dem Kopf hatten sie ein Uniformschiffchen. Es waren durchweg junge Leute, Anfang 20, die sich durch unsere Ankunft in ihrer Tätigkeit nicht stören ließen. Offenbar gehörten Transporte wie der unsere zu ihrer täglichen Routine. Durch die Grünmützen, die uns von Leipzig hergebracht hatten, wurde ich in eine als Wachbüro ausgelegte Zelle geführt. Dort erwartete mich der Wachhabende, der einen Sergeantenrang hatte und zum Unterschied zu seinem Wachpersonal eine Schildmütze trug. Der Raum war kahl bis auf ein Stalinbild an der Wand, einem roten Tuch auf dem Tisch und einem Schrank. Nach den Übergabeformalitäten verschwanden die Grünbemützten wieder und herein traten zwei der vorhin beschriebenen Bewacher.

Der Wachhabende befahl mir in gebrochenem Deutsch, mich nackt aus-zuziehen. Ich mußte auch meine Unterhose fallen lassen, und nachdem man mir in alle Körperhöhlen geschaut hatte - vielleicht suchte man Waffen -, durfte ich mich wieder anziehen. Danach bekam ich eine stinkende braune Decke und einen Löffel, und die beiden Bewacher zerzten mich wieder hinaus in den Gang. Dort wurde nach circa fünf Metern eine Zellentür geöffnet, und man schob mich hinein, wonach hinter mir die Tür geräuschvoll ins Schloß fiel.

## Beim NKWD in Dresden: Mein »Fall« wird untersucht

Ich stand in einem grell erleuchteten, weiß getünchten Kellerraum von circa drei mal sechs Metern. An der Wand, der Tür gegenüber, unterhalb der Kellerdecke, war ein schmales längliches Kellerfenster und darunter eine circa 50 cm hohe Holzpritsche, die die beiden gegenüberliegenden Wände miteinander verband. Rechts davor war ein Klapptisch mit zwei Klappbänken angebracht. Unmittelbar hinter der Tür rechts war ein gewöhnlicher Eimer mit einem Holzdeckel, und in meinem Rücken oberhalb der Tür eine hell leuchtende elektrische Lampe, in einer vergitterten Wandnische. Die Luft war feucht, muffig und stickig, geschwängert mit menschlichen Ausdünstungen: Kerkerluft! Als ich eintrat, richteten sich auf der Pritsche drei Gestalten auf. Ihre Gesichter sahen grün aus, sie hatten die Farbe von Kartoffelkeimen, die in einem wenig beleuchteten Keller gekeimt hatten. Einer von ihnen sagte die ersten Worte des Mitgefühls

nach vier Tagen zu mir: »Na, setz' Dich erst mal hin! Wo kommst Du denn her?« Ich setzte mich erschöpft und verwirrt auf eine der beiden Klappbänke. »Ich komme aus Leipzig. Wo bin ich hier?« »Du bist in Dresden, in der Bautzner Straße nahe dem Stadtteil ›Weißer Hirsch.« Jetzt beherbergte das Gebäude, wie mir mitgeteilt wurde, die Zentralstelle des NKWD für Sachsen. Eine weitere Höhle des Löwen.

Meine Zellengenossen waren ein Gymnasiallehrer aus Dresden, circa 40 Jahre alt, ein Handwerksmeister aus Klotzsche bei Dresden, der mit seinen 55 Jahren der älteste von uns war, und ein Volkspolizist in meinem Alter, der beim Versuch, in den Westen zu fliehen, verhaftet worden war. Während wir sprachen, trat plötzlich einer der Bewacher von draußen gegen die Tür und schrie: »Nix sprechen! Schlaffen!!« Der Gymnasiallehrer sagte daraufhin, »Komm', leg Dich hin, wir können im Liegen besser sprechen.« Sie machten mir Platz, und während ich mich als vierter mit auf die Pritsche legte, wurde ich zum erstenmal Zeuge einer erstaunlich gut funktionierenden »interzellaren Telekommunikation«.

Meine Zellengenossen lauschten aufmerksam seltsamen leisen Kratz- und Klopf- und Klopftönen an der Wand zur Nachbarzelle, die dann von dem Gymnasiallehrer mit Hilfe eines einfachen Hosenknopfes beantwortet wurden. Diese Kommunikation dauerte eine geraume Zeit. Schließlich wandte er sich mir zu und flüsterte: »Mit Dir zusammen sind heute zehn Mann angekommen. Ihr seid auf verschiedene Zellen verteilt worden. Ihr seid Studenten von der Universität Leipzig.« Dann gab er mir einige Namen bekannt. Ich staunte nicht schlecht. Im Laufe der Zeit lernte ich, wie man mit einem Gegenstand Striche und Punkte als Kratzer und Klopf- und Klopftöne akustisch über die Zellenwände weitergab. Man war auf diese Weise erstaunlich gut über Einzelheiten in dem Zellenbau des gesamten Kellers informiert. Es dauerte lange, bis ich das Morsealphabet gelernt hatte, doch dann war auch ich in der Lage, an der Kommunikation teilzunehmen, und allmählich erlangte ich eine ausgezeichnete Perfektion darin. Die ganze Sache war jedoch nicht ungefährlich. Man durfte sich dabei nicht erwischen lassen. Den Wachposten draußen blieben natürlich diese seltsamen Klopftöne nicht verborgen. Da das Gebäude jedoch offenbar ein massiver Steinbau war, war es schwierig für sie, diese feinen Geräusche zu lokalisieren. Sie versuchten zwar durch heimliche Beobachtungen durch die Türspione jemanden in flagranti zu ertappen, aber auch das war nicht so leicht, denn wir saßen am Tage stumpfsinnig auf unseren Bänken und verdeckten einander mit unseren Körpern so geschickt, daß der »Funkende« nicht direkt beobachtet werden konnte. Wenn es trotzdem einmal geschah, daß jemand entdeckt wurde, wurde blitzschnell die Tür aufgerissen, und fluchend und schreiend stürzten drei, vier Wachposten herein. Derjenige, der erwischt wurde, ging nur mit Unterhemd und Unterhose bekleidet für drei Tage in den Karzer. Das war ein dunkler Zellen Schlauch, kalt, ohne Matratze und Verpflegung, mit einem nach außen offenen Fenster. So

etwas konnte in der kalten Jahreszeit tödlich sein. Deshalb war äußerste Vorsicht geboten, und jeder war in der Regel bemüht, nur seine eigenen, sich selbst betreffenden Informationen weiter zu geben, damit man nicht für die Interessen des anderen in den Karzer mußte. (...)

Irgendwann am Morgen des nächsten Tages, es war der 11. oder 12. Oktober 1950, muß ich eingeschlafen sein, obwohl die Lampe über der Tür direkt gegenüber gleißendes Licht durch die geschlossenen Augenlider sandte. Sie brannte Tag und Nacht. Geweckt wurde ich durch Fußstritte gegen die Tür und durch das Radebrechen des Bewachers draußen, der schrie: »Dawai, dawai! Nix mehr schlaffen, aufstehen!!« Es mußte 6 Uhr sein, wie ich durch meine Zellengenossen erfuhr! In den Zellen rechts und links neben uns geschah das gleiche, und so ging es durch den ganzen Bau. Meine Leidensgenossen zogen schnell das an, was sie hatten. Der Lehrer einen verknitterten grauen Anzug, der mal bessere Tage gesehen hatte, der Handwerker Hose und Pullover und der desertierte Volkspolizist seine Uniform, der freilich die Hoheitsabzeichen und die Schulterstücke fehlten. Ich hatte immer noch meine Hose und Windjacke an, die auch inzwischen speckig und schmutzig aussahen.

Ich lernte, daß wir uns hintereinanderstellen mußten, der vorderste den vollen Abortkübel in der Hand, denn zu nichts anderem diente der Eimer mit Deckel in der Ecke hinter der Tür, und so warteten wir auf das näherkommende Schließen. Schließlich wurde die Zellentür nebenan mit lautem »klack, klack« aufgeschlossen. Schritte, die sich entfernten und die Stimme des Bewachers: »A nu dawai, dawai – schnell waschen!« Inzwischen sahen wir, wie der Spion sich bewegte. Ein anderer Bewacher schaute bereits zu uns herein, ob wir fertig angetreten waren. Ich wurde von meinen Zellengenossen aufgeklärt, daß wir, sobald sich die Tür öffnet, im Laufschrift in einen Wasch- und Toilettenraum am Ende des Ganges getrieben werden, wo wir circa fünf Minuten Zeit hatten, uns mit kaltem Wasser das Gesicht und die Hände zu waschen, den Kübel zu leeren und – wenn abstimmbare, was selten gelang – auf einem WC unsere Notdurft verrichten konnten, alles in fünf Minuten!

Der Raum war feucht und kalt und unsauber nach Exkrementen stinkend. Die Zeit reichte gerade, sich etwas Wasser über Gesicht und Hände laufen zu lassen – die meisten hatten inzwischen einen beträchtlichen Bart und lange schmuddelige Haare –, und schon hörten wir das ungeduldige Geschrei des Postens, der an der Tür wartete: »Dawai, dawai nasad (los, los, zurück)!« Im Laufschrift ging es wieder in die Zelle, und die nächste Zelle war an der Reihe. In der Zelle wurde die Morgentoilette so gut es ging vervollständigt. Jetzt machte es sich bezahlt, daß ich bei meiner Verschleppung zufällig einen Kunststoffkamm in meiner Tasche gehabt hatte, den ich als einzigen Gegenstand von den Wachhabenden ausgehändigt bekam; wenn man von der Mensakarte der Uni Leipzig absah, die hier offenbar keine Gültigkeit mehr zu haben schien. Nach einiger Zeit

bekamen wir im sogenannten »Kübeln«, wie die Prozedur in der Knastsprache genannt wurde, Routine. In der Zelle harrten wir damals der Geräusche, die anschließend durch den Zellenbau drangen. Das Klappern von Blechgeschirr signalisierte uns das Frühstück.

Ein Wagen wurde von einem russischen Kalfaktor durch die Gänge gefahren, wobei jeweils die Türklappe unter dem Türspion geöffnet wurde und für jeden ein Brotkanten gereicht wurde, auf dem jeweils ein Eßlöffel Marmelade aufgeklebt war. Dazu gab es einen Blechpott mit einem kaffeeähnlichen Gesöff, dessen einziger Vorteil darin bestand, daß es heiß war. Das war alles! Das »Frühstück«, wie es sich nannte. Jeden Tag das gleiche. Ich kann mich nicht entsinnen, mein Frühstück jemals mit größerem Heißhunger verschlungen zu haben, als an diesem Morgen in diesem elenden Kellerloch. Ebenso ging es meinen Zellengenossen. Es war gar nicht so leicht, ohne Teller und Besteck den Brotkanten mit der Marmelade zu essen. Mit den Fingern zu essen, wurde schließlich zur Geschicklichkeitsübung für uns. In der Zelle gab es keine Möglichkeit, sich die Hände zu waschen, zu keiner Zeit des Tages, nur morgens beim »Kübeln«. So wurden die klebrigen Marmeladenhände eben am Hemd abgewischt. Man kann sich vorstellen, wie unsere Sachen nach einiger Zeit aussahen, und welchen Geruch wir selbst verbreitet haben müssen.

Nach einiger Zeit wurden die vier Blechtöpfe wieder abgeholt und die Zeit des stumpfsinnigen Vormittags begann. Es wurde langsam ruhig im Bau. Nur ab und zu war zu erkennen, daß der Bewacher leise die Abdeckung des Türspions beiseite schob und in die Zelle schaute. Obwohl das ohne Geräusche geschah, konnte man bei einiger Beobachtung diesen Moment genau erkennen. Das war insofern wichtig, weil die Funkkommunikation zwischen den Zellen am Vormittag besonders intensiv durchgeführt wurde. Dabei wurden die Zellengenossen, wie bereits bemerkt, so auf die Bänke gesetzt, daß der Funkende vom Türspion aus verdeckt wurde. Um die Aufmerksamkeit der Posten zu täuschen, wurde die Sitzordnung mehrfach während der Klopfkommunikation geändert. Manchmal wurde auch die Zellentür blitzschnell ohne Vorwarnung aufgerissen, und die Bewacher stürzten herein. Jeder mußte die Hände heben und wehe dem, der einen Knopf oder anderen Gegenstand fallen ließ. Der wanderte dann in den Karzer. Mit dieser Klopfkommunikation zwischen den Zellen war es möglich, im Laufe vieler Tage und Wochen die genaue Zellenbelegung, Neuankömmlinge und die Zahl von Personen zu ermitteln, die im Zusammenhang mit dem eigenen »Fall« verhaftet wurden.

Der Aufenthalt in diesem Keller der NKWD-Zentrale für Sachsen in Dresden in der Bautzner Straße in der Nähe des »Weißen Hirsches« war die sogenannte »Untersuchungshaft«. Es wurden also Verhöre abgehalten und sogenannte »Protokolle« von den Untersuchungsoffizieren erstellt, die dann entweder zu einer förmlichen, aber streng von der Öffentlichkeit abgeschirmten Gerichtsverhandlung vor einem Militärtribunal oder alter-

nativ zu einem sogenannten Fernurteil<sup>28</sup> aus Moskau führten. Eine seltsame »Rechtspraxis«, die wir hier kennenlernten. Es handelt sich um die sogenannte sowjetische »Rechtspraxis«.

Um einer Absprache untereinander vorzubeugen, wurden alle einsitzenden Personen, die im gleichen Zusammenhang verhaftet worden waren, getrennt in verschiedenen Zellen gehalten. Dies provozierte bei den Gefangenen verständlicherweise die Notwendigkeit der Klopfkommunikation, über die auch wichtige Verhörinhalte von Zelle zu Zelle ausgetauscht wurden.

Wir Studenten aus Leipzig waren also zu einem »Fall« geworden. Obwohl es immer noch keine Anklage oder eine sogenannte »Vernehmung« in unserem Falle gegeben hatte, wurde mir doch langsam aus den Erzählungen der Zellengenossen klar, was man hier so »verbrochen« hatte.

Es gab eigentlich nur zwei wesentliche »Delikte«, die hier »untersucht« wurden: Verdacht auf Spionage, das heißt Arbeiten für westliche Geheimdienste oder für die freiheitlichen Juristen in West-Berlin bzw. für die sogenannte »Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit«<sup>29</sup>, und die sogenannte »Antisowjetische Propaganda«. Beides »Delikte«, die nach dem § 58 des russischen Strafgesetzbuches, das in allen Sowjetrepubliken übernommen war, abgeurteilt und meist mit 25 Jahren Haft und fünf Jahren zusätzlichen Ehrverlustes geahndet wurden.

Die Zeit, die wir in Dresden verbrachten, diente dieser sogenannten Untersuchung und zur Vorbereitung der Verurteilung. Danach wurden die Gefangenen zusammen mit denen, die in ihrer »Gruppe« verurteilt wurden, aus Dresden verlegt. Wohin? Darüber gab es nur Gerüchte, denn keiner von denen, der uns hätte erzählen können, wohin die Reise gegangen war, war je wieder zurückgekommen. Einige Posten hatten sich mal etwas von »Lagern« entlocken lassen, aber wo diese Lager waren, wußte niemand von uns. Bautzen? Torgau? Die Lager im Uranbergbau bei Aue in Sachsen?<sup>30</sup> Die Gerüchte schossen ins Kraut. Je größer die Ungewißheit, desto abenteuerlicher waren die Gerüchte.

28 Russ.: Osobennoe sovesčanie (Sonderberatung), bei der das »Gericht« nach Aktenlage entschied. Diese Form der Gerichtsverhandlung wurde während der Stalinzeit verwendet.

29 Im Westen unterstützten eine Reihe von Institutionen den Widerstand in der DDR. Zur KgU siehe Kai-Uwe Merz, Kalter Krieg als antikommunistischer Widerstand - Die Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit, München 1987; zum UfJ siehe Frank Hagemann, Der Untersuchungsausschuß Freiheitlicher Juristen 1949-1969, Frankfurt a.M. u.a. 1994; zum Ostbüro der SPD siehe Wolfgang Buschfort, Das Ostbüro der SPD. Von der Gründung bis zur Berlin-Krise, München 1991.

30 Bei der Wismut-AG handelte es sich seinerzeit um eine sogenannte Sowjetische Aktiengesellschaft, die dem sowjetischen Staat gehörte. Sie diente mit ihrem Uran-Abbau dem sowjetischen Atomwaffen-Programm.

Eines fiel jedoch auf. In diesem NKWD-Gefängnis gab es ausschließlich Russen als Bewacher und sogenannte Betreuer. Eine Ärztin – die einmal in der Woche die Türklappe öffnen ließ und zu uns hereinschaute mit der Frage »Gesund?«, womit sie etwa zum Ausdruck bringen wollte, ob jemand von uns sich krank fühlte, worauf meistens die Türklappe ohne die Antwort abzuwarten wieder zuklappte –, die Putzfrauen, die Bewacher sowieso, die Sekretärinnen, die Untersuchungs- oder Vernehmungsoffiziere, alle waren Russen, zum großen Teil in Uniform. Unsere Isolierung von der Außenwelt war perfekt. Keine Nachricht von außen erreichte uns, und wir konnten keine Nachricht nach außen geben. Sogar das Klopapier, das wir bekamen, bestand aus weißem Schreibpapier, keinen Fetzen einer Zeitung! Informationen über die Geschehnisse in der Welt draußen erreichten uns nur über die Klopfkommunikation von Neuankömmlingen, die später verhaftet wurden als wir selbst. Jede politische Nachricht oder Information über den Stand des zu dieser Zeit tobenden Koreakrieges wurde von unserer Hoffnung wie ein Schwamm aufgesogen. Wir wünschten uns in der Tat auch einen bewaffneten Ost-West-Konflikt in Europa, weil wir glaubten, daß nur dann unsere Befreiung wahrscheinlich wäre. Welch abwegige Einschätzung der wirklichen Lage in Europa und ein deutliches Dokument unserer verletzten Seelen.

Wie absolut unsere Isolierung war, obwohl wir uns noch in Deutschland befanden, erfuhr ich erst sehr viel später. Nachdem ich am Abend meiner Verhaftung von der »kurzen« Befragung in jenem Aufklärungslokal der Nationalen Front unserer Straße nicht wieder in die elterliche Wohnung zurückgekommen war, tauchte bei meiner Mutter das Gefühl wieder auf, wie sie mir später berichtete, daß etwas nicht stimmen könnte. Sie ist dann, etwa eine halbe Stunde nach meinem Weggang, auf die Straße gelaufen und fand dieses Lokal der Nationalen Front verschlossen. Daraufhin argwöhnte sie eine Entführung durch die sogenannten »Staatsorgane«, wie es in zahllosen Beispielen und Erzählungen unter der Bevölkerung kolportiert wurde. Alle äußeren Anzeichen sprachen dafür. Zusammen mit meinem Vater ist sie zum Polizeipräsidium in die Leipziger Wächterstraße gelaufen, genau dorthin, wo ich mich tatsächlich befand, und sie haben den Wachhabenden an der Pforte gefragt, ob ich eingeliefert worden sei.

Der hat dann umständlich, vielleicht scheinheilig, in seinen Listen nachgeschaut und hat die Frage dann kopfschüttelnd verneint. Ob er es tatsächlich nicht wußte, daß ich unweit der Pforte in einer Zelle hockte, ist nachträglich nicht mehr zu klären. Jedenfalls entließ er meine Eltern mit dem geschmacklosen Hinweis: »Was ist Ihr Sohn? Student? Dann macht er sich mal eine tolle Nacht und wird sicherlich morgen wieder hungrig nach Hause kommen!«

Alle Versuche meiner Eltern, in den folgenden Tagen und Monaten mit Hilfe von sogenannten Rechtsanwälten in der DDR über mein Verbleiben oder über das, was man mir vorwarf, Kenntnis zu erlangen, waren voll-

kommen vergeblich. Auch Parteidienststellen der SED behaupteten, nichts zu wissen. Es war so, als ob meine Eltern fortwährend gegen eine Wand laufen würden. In ihrer Sorge und Pein waren sie allein gelassen. Sie schrieben Briefe an den Staatspräsidenten Wilhelm Pieck und an Willi Stoph. Zunächst bekamen sie überhaupt keine Antwort. Nachdem sie aber nicht locker ließen, kam schließlich einmal eine nichtssagende Vertröstung, daß der Fall geprüft würde und spätere Benachrichtigung erfolgen sollte. Nie wieder wurde etwas berichtet. Es war die zynischste und schnödeste menschenverachtende Reaktion sogenannter verantwortlicher Staatsorgane. Die sogenannte Rechtsordnung der DDR erwies sich einmal mehr als eine Farce, als ein Potemkinsches Dorf, und alle weihevollen Sprüche der führenden Persönlichkeiten und Repräsentanten des ersten Arbeiter- und Bauernstaates von der neuen sozialistischen Moral waren hohle Worthülsen, hinter denen sich Gewalttätigkeit, Machtmißbrauch und staatlich sanktionierte Kriminalität verbargen. (...)

Keine der Zellen hatte ein WC oder sonstige sanitäre Anlagen. Es war auch nicht möglich, zur Verrichtung der Notdurft die Zelle zu verlassen, es sei denn, man konnte die Angelegenheit nach der Uhr beim fünfminütigen morgendlichen »Kübeln« gegen 6.00 Uhr erledigen, was keinem von uns gelang. So waren wir darauf angewiesen, den in der Ecke der Zelle stehenden gewöhnlichen Blecheimer mit Holzdeckel für diesen Zweck zu benutzen.

So verrichteten also vier Mann im Laufe des Vormittages - in Notfällen auch während der Mahlzeiten - ihr Geschäft unter den Augen und Nasen der anderen. Lüftung in der Zelle gab es nicht. Das Kellerfenster über der Pritsche war nicht zu öffnen. Es führte zu einem Fußabtreterschacht des darüber befindlichen Hauseingangs. Der Gestank, der sich verbreitete, war ekelhaft, so daß selbst die Bewacher vermieden, in die Zelle zu kommen, wovon allerdings die Klopfkommunikation profitierte. Der gut gefüllte Eimer konnte erst wieder am anderen Morgen beim Kübeln entleert werden. Solange stank er vor sich hin.

Mit der Zeit stumpften wir gegen diesen Geruch ab und freuten uns auf den sogenannten Spaziergang. Jede Zellenbelegschaft hatte einmal am Tage die Möglichkeit zu einem Freigang auf einem Lichthof des Gebäudes, der allerdings von keiner Seite von außen einsehbar war. Etwa eine halbe Stunde lang konnten wir den Himmel sehen und einigermaßen frische Luft atmen, ein Privileg, was bei irgendwelchen Vorkommnissen in der Zelle von den Bewachern willkürlich gestrichen werden konnte. Auch war es unmöglich, irgendeinen Sichtkontakt zu den Belegschaften anderer Zellen herzustellen. Wenn wir dann in unsere Tag und Nacht grell erleuchtete Zelle zurückkamen, waren wir uns der menschenunwürdigen Einpferchung schmerzlicher denn je bewußt.

Es blieb nicht aus, daß sich Ungeziefer einstellte. Wir alle waren von Flöhen zerstoßen. Auch Wanzen gab es hie und da. Keiner wagte es, dar-

über die Posten zu informieren, weil das in eine Hysterie mündete, bei der mit einem Sprühgerät Wolken von DDT in die Zelle gepumpt wurden, ohne daß wir diese verlassen konnten, wodurch zu dem menschlichen Mief auch noch der gesundheitsschädliche Insektizidgeruch wochenlang im Raume und in unseren Lungen stand. Deshalb wurde versucht, die Plagetiere einzeln und mechanisch zur Strecke zu bringen, anstatt sie durch eine offizielle Meldung »bekämpfen« zu lassen. Diesbezügliche Fragen über das Vorhandensein solcher Insekten von Seiten der Posten oder der »Ärztin« wurden von uns deshalb stereotyp verneint. Was jedesmal bei unseren Bewachern als besonders vorbildliche Gefangenenunterkunft empfunden und wahrscheinlich mit Stolz der vorgesetzten Dienststelle, die für die Unterbringung der Gefangenen verantwortlich war, rapportiert wurde. Damit war der Bürokratie genüge getan. Keiner der Schergen machte sich die Mühe, Mißstände selbstverantwortlich zu überprüfen.

Mahlzeiten gab es zweimal am Tage: Frühstück und Mittagessen. Letzteres wurde in der Zeit von 13.00-14.00 Uhr gebracht und war, zu meiner Überraschung, sehr reichhaltig. Meist waren es Krautsuppen mit zum Teil fettem Schweinefleisch und Getreidebrei, sogenannter »Kascha«. Die Kalorienmenge dieser zwei Mahlzeiten war relativ hoch für die Untätigkeit, zu der wir verurteilt waren, aber die notwendigen Vitamine und Mineralstoffe, soweit sie nicht im Brot oder Getreide enthalten waren, waren zu gering. Frisches Obst und Gemüse gab es nicht.

Bei der Ausgabe der Mittagsmahlzeit waren neben dem Kalfaktor auch Bewacher dabei, die sich gegenseitig abwechselten. Im Laufe der Zeit lernten wir die einzelnen Charaktere dieser NKWD-Wächter bei der Essensausgabe kennen. Einige waren verbissen, abweisend. Obwohl alle gebrochenes Deutsch sprachen, ließen sie sich auf keine Unterhaltung ein. Wenige zeigten durchaus menschliche Züge, und so begannen wir die einzelnen Apparatschiks mit Spitznamen zu charakterisieren, da wir ihre wirklichen Namen nicht kannten.<sup>31</sup>

## Die Verhöre

Der immer in der gleichen Weise ablaufende Tagesrhythmus wurde durch Verhöre gelegentlich unterbrochen. Meist waren diese sogenannten Verhöre nachmittags oder am späten Abend. In Fällen der Drangsalierung auch während des Mittagessens (Essensentzug) oder in der Nacht (Schlafentzug). Das waren verschiedene Grade der Folter, je nachdem, ob nach Meinung des sogenannten Untersuchungs-offiziers das »Geständnis« oder was sie dafür hielten noch nicht ausreichend zu sein schien, denn man hatte ja gegenüber der vorgesetzten Behörde in Moskau den Fall »korrekt«

31 Kuhkopf, Ratte, Schlange usw.

abzuwickeln. Auch hierin glichen sie der preußisch korrekten NS-Manier wenigstens im Ansatz.

Auch bei den Verhören ging es routinemäßig zu. Es begann damit, daß plötzlich die Zelle aufgeschlossen wurde und ein sogenannter Schlepper, meist ein Uniformierter im Sergeantenrang mit einem Bewacher, hereinkam und einen von uns ansprach: »Name?« Man mußte seinen Namen sagen, dann hieß es »Komm«, und man verließ die Zelle mit dem Schlepper in Richtung Treppenhaus. Es muß am 13. oder 14. Oktober 1950 gewesen sein, als ich zum erstenmal auf diese Weise den Keller verlassen konnte. Meine Sinne waren wegen der Dinge, die sich mir eröffnen würden, zum Zerreißen gespannt. Die Kellertreppe mündete in ein Foyer eines größeren Hauses, von wo aus man entweder zum Ausgang, der durch einen Posten bewacht war, oder zum Treppenhaus in die oberen Etagen gelangen konnte. Wir stiegen bis zum zweiten Obergeschoß und kamen in einen Gang, von dem mehrere Türen abgingen. An einer dieser Türen machte der Schlepper halt, klopfte und öffnete die Tür, lehnte sich hinein und sprach ein paar Worte. Danach schob er mich hinein, verließ den Raum indem er die Tür hinter mir schloß und postierte sich vor der Tür im Gang. Dies war so üblich!

In der Mitte des Raumes stand ein Schreibtisch, und rechts war ein zweiter, hinter dem ein weiblicher Offizier in Uniform saß, der, wie ich später feststellte, das »Vernehmungsprotokoll« schrieb, eine Art Sekretärin. Links war eine Balkontür mit Fenster, durch das ich einen Blick auf einen Flußbogen der Elbe hatte. Die untergehende Sonne stand auf dem Fenster und spiegelte sich im Wasser der Elbe. Ein schöner Herbsttag neigte sich dem Ende zu.

Der Offizier hinter dem großen Schreibtisch war circa 30 Jahre alt, schwarzhaarig, von mittlerer Statur. Er forderte mich in vorzüglichem Deutsch höflich auf, auf dem Stuhl vor seinem Schreibtisch Platz zu nehmen. Dann fragte er mich, wie es mir gehe. So geht eine Katze mit einer Maus um, bevor sie diese verspeist. Genau so fühlte ich mich. Offenbar war es wichtig für ihn und das Protokoll, daß ich keine Beschwerden vorzubringen hätte. Er fragte mich, ob ich korrekt behandelt würde. Er war der Zynismus selbst, aber überaus freundlich. Dann fragte er unvermittelt: »Wem haben Sie sie gegeben?« - »Was gegeben?« fragte ich zurück. Damit holte er hinter dem Schreibtisch meinen kleinen Lederkoffer hervor, den ich zu Hause unter meinem Bett postiert hatte und in dem sich fünf oder sechs Monatsausgaben der Zeitschrift »Reader's Digest« befanden, des weiteren einige Ausgaben der politischen Monatszeitschrift »Der Monat«, ferner eine Bibel und eine andere religiöse Schrift.

Bei mir fiel plötzlich die Klappe der Erkenntnis! Das also war des Pudels Kern! Ich fühlte mich plötzlich erleichtert. Die Spannung der letzten Tage fiel von mir ab. Plötzlich erkannte ich, daß ich bei diesem Spiel der Katze mit der Maus im Vorteil war, weil mir mehr Information zur Verfügung

stand als den NKWD-Schergen. Man hatte also bei mir zu Hause Haussuchung gemacht und dabei offenbar diesen Koffer gefunden, den ich halbherzig unter meinem Bett versteckt hatte. Die Menschenfänger waren enttäuscht, an belastendem Material nichts weiter bei mir gefunden zu haben, keine Flugblätter, keine Spionageunterlagen – statt dessen in meinem Bücherregal eine zur Dekoration demonstrativ aufgestellte Bandreihe über Lenins Schriften. Und jetzt diese magere Ausbeute! Das war selbst für ihre Vorstellungen zu wenig für eine Verurteilung, deshalb die Frage dieses Absolventen der Stalinschule »Wem haben Sie sie gegeben?« Man wollte mir also Verbreitung von »antisowjetischer Literatur«, wie sie es nannten, an andere anhängen und gleichzeitig von mir die Namen der Empfänger wissen, um auch sie verhaften zu können. Bei mir gingen die roten Lampen an.

Der stalinistische Menschenschinder vor mir war zwar ohne Zweifel intelligent, aber ich war im Vorteil, denn ich wußte, daß sie bei mir nichts weiter gefunden haben konnten, weil nichts weiteres existierte, und genau das Gegenteil argwöhnte die andere Seite. Trotzdem war das entstehende Pokerspiel nicht ohne Gefahren, schon deshalb nicht, weil, wie immer das Spiel ausgehen mochte, ich der Verlierer sein würde, d.h. ich auf jeden Fall verurteilt werden würde. Das schon deshalb, weil ich offenbar aufgrund von Vermutungen ursprünglich als stärker »belastet« eingestuft, nun schon mal bis in die Höhle des Löwen gebracht worden war und mit der lokalen Detailkenntnis im Westen ein wichtiger Zeuge hätte sein können. Schon aus diesen Gründen war an eine Entlassung aufgrund von Unbedeutsamkeit des Deliktes zu diesem Zeitpunkt von seiten dieser Menschenjäger nicht mehr zu denken.

Wie war doch ihr zynisches Motto: »Lieber zehn Unschuldige verurteilen, als einen Schuldigen – oder einen, den sie dafür hielten – laufen lassen«. Es war Krieg – Kalter Krieg, aber die Regeln waren vergleichbar –. Mir war klar, daß den NKWD-Inquisitor zwei Fragen interessierten, mit denen er mich belasten konnte, so daß meine Verurteilung wenigstens der formalen Rechtsprechung auf der Basis des Russischen Strafgesetzbuches § 58 genügen würde. Für Stalins KZ-Lager konnten sie mich sowieso gebrauchen, darin unterschieden sie sich in keiner Weise von ihrem NS-Vorbild.

Die erste Frage hatte er gestellt: »Wem haben Sie sie gegeben?« Der Verbreitung von antisowjetischer Literatur wurden im sowjetischen Recht konspirative Beweggründe unterstellt. Sie wurde härter bestraft, als nur der bloße Besitz solcher Literatur. Außerdem würden bei der Verbreitung noch andere Personen belastet, was das Geschäft der Menschenjäger beleben würde. Es war also meine Aufgabe, glaubhaft die Verbreitung zu bestreiten, um andere und mich selbst zu schützen.

Die zweite Frage, die ihn interessierte, war die, ob sie bei der Haussuchung vielleicht Dinge übersehen haben, die mich zusätzlich belasten könnten. Das war sein schwacher Punkt. Wie auch immer, meine Antwort

auf seine direkte Frage mußte nein sein. Das wußte er, und die Beweislast lag bei ihm. Deshalb stellte er die erste Frage logischerweise am Anfang unseres Verhörs. Hier lag die Beweislast bei mir, das war ihm klar.

Damit konnte das Pokerspiel beginnen. Meine Antwort war logischerweise: »Nein, ich habe sie niemandem gegeben!« Sein Schachzug dagegen war dann die Frage, woher ich diese Literatur bezogen hätte. Damit kam ich schon in größere Probleme, denn einen Teil der Hefte hatte ich von meinem Leidensgenossen Otto Bachmann, der ebenfalls in diesem Kerker war. Den weitaus größeren Teil aber hatte ich selbst in West-Berlin gekauft. Wenn ich das letztere zugeben würde, wären automatisch alle Personen, die mit mir dort waren, in den Verdacht gekommen und auch verhaftet worden. So sagte ich einfach: »Ich habe sie von Otto Bachmann erhalten!«

Damit war für mich dieses Verhör zunächst beendet, und er machte Anstalten, mich für diesmal in die Zelle zu entlassen. Mir war die Kurzatmigkeit meiner Antwort natürlich klar, denn er würde jetzt Otto Bachmann holen, ihm die Hefte vorlegen und fragen, welche von ihm stammten. Wenn Otto dann sagen würde, dieses und jenes Heft wäre von ihm, die anderen aber nicht, hätte er mich dort, wo er mich hinhaben wollte. Es wäre nur ein Pyrrhus-Sieg für mich gewesen. Er verließ für kurze Zeit das Zimmer. Offensichtlich gab er jetzt Order, Otto Bachmann aus seiner Zelle zu ihm in Bewegung zu setzen, damit ich über den Zellenfunk Otto nicht vorher warnen konnte.

Als er wieder auftauchte, versuchte ich ihn abzulenken, indem ich fragte, wieso denn diese Literatur als antisowjetisch eingestuft würde, da sie doch hauptsächlich unterhaltender Natur sei. Wortlos reichte er mir die Augustnummer des Reader's Digest von 1950, in der ein Artikel über Stalin stand, in dem dieser als Säufer und Bankräuber entlarvt wurde, einen Artikel, den ich gar nicht bewußt in Erinnerung hatte. Diese Runde ging also voll an ihn. Sein triumphierendes Lächeln signalisierte mir, als er mich dem Schlepper übergab, daß auch die nächste Runde sicher an ihn gehen würde! Mir war erbärmlich zumute, als ich von dem Schlepper wieder in die Zelle geschoben wurde. Jetzt hing alles von dem Verhalten Otto Bachmanns ab.

In der Zelle wurde ich mit Aufmerksamkeit empfangen, denn jeder nahm Anteil an der Entwicklung des »Falles« des anderen Zellengenossen. Auch ist es ein Trost in sonst aussichtslosen Situationen, daß Menschen enger zusammenrücken und oftmals bereit sind, einander Trost zu spenden. Die Klopfkommunikation mit der Zelle von Otto Bachmann, die fünf Zellen weiter lag, war so eine Sache. Es war notwendig, daß der Text durch fünf Zellen durchgegeben werden mußte, das war sehr schwierig, da jeder Leidensgenosse in den fünf Zellen dazwischen auch bereit sein mußte, bei Entdecken für einen anderen Karzer zu riskieren, abgesehen von der Tatsache, daß es eine längere Zeit gedauert hätte und Übertragungsfehler

nicht ausgeschlossen werden konnten. So blieb nur noch abzuwarten, was geschehen würde.

Zu meiner Überraschung dauerte es viele Tage, bis ich zum nächsten Verhör geholt wurde. In der Zwischenzeit versuchten mich meine Zellengenossen, nachdem sie meine Geschichte gehört hatten, zu trösten, indem sie konstatierten, sie müßten mich entlassen, sie hätten nichts, was sie gegen mich verwenden könnten. Daß dieser Trost zu optimistisch war, hatte ich im Gefühl, doch wie schön ist ein solcher Selbstbetrug. Er linderte den Schmerz der Stunde. (...)

Im Gefängnis ist es nötig, sich geistig zu beschäftigen, und es ist erstaunlich, wie vielseitig die Phantasie und Kreativität war, die die verschiedensten Zellengenossen entwickelten. So wurden z.B. Spielkarten aus Brot gemacht, indem man Brot zunächst kaute, dann knetete und schließlich zu kleinen Blättchen 2 x 3 cm auswalzte. Mithilfe einer Kammzinke wurden die Kartenwerte auf der einen Seite eingestochen, und schließlich wurden die Einstichwerte mit geschlämmtem Kalk von der Wand eingefärbt. Danach wurden sie getrocknet, wodurch sie knochenhart wurden. Gespielt wurde, indem die »Karten« verkehrt herum auf dem Tisch gemischt und dann ausgeteilt wurden. Jeder legte sich seine Karten auf die linke innere Handfläche, und man spielte Skat, Doppelkopf, Patience u. a. m. Immerhin wurde damit die Zeit vertrieben, bis wieder etwas passierte, was unsere Aufmerksamkeit in anderer Weise in Anspruch nahm. Auch Schachfiguren wurden aus Brot angefertigt und mit ihnen wurde auf einem in das Holz des Tisches eingeritzten Schachbrett gespielt.

Manchmal überwältigte uns auch die Erinnerung. Was mögen die da draußen machen? Die Eltern, die Geschwister oder die Familie? Einige der Familienangehörigen unserer Zellengenossen lebten nicht weit von hier entfernt, aber keine Nachricht, kein Brief, kein Paket – nichts, es war gerade so, als wären wir auf dem Mond! Die Isolierung war total! Manche von uns hatten bei der Verhaftung Erinnerungsgegenstände wie Bilder, Briefe oder Andenken bei sich, alles wurde konfisziert. Es machte uns schon Mühe, die Wochentage und das Datum korrekt fortzuzählen. Die Tageszeit konnten wir eh nur schätzen und uns an den Mittags-, Schlafens- und Aufstehzeiten orientieren. Wochentage oder Feiertage wie Weihnachten war nur durch die Datumsfortzählung zu ermitteln, es gab keinerlei Änderungen in unserer Umgebung oder Erleichterung im täglichen Fahrplan, an denen wir diese Feiertage hätten erkennen können. Wie Tiere wurden wir gehalten. Ich erinnerte mich, daß selbst Hitlers SS in den Gefängnissen und KZ's z.B. Weihnachtssymbole zuließ. Dies war gewiß nicht so zu denken, daß sie damit auf die Gefühle ihrer Gefangenen Rücksicht nehmen wollten, aber sie genügten wenigstens formal diesem Anspruch. (...)

Mit Spannung wartete ich auf das nächste Verhör, doch meine Erwartung und Geduld wurden in dieser Angelegenheit auf eine harte Probe

gestellt. Es verging fast eine Woche, bis ich in der üblichen Weise von einem Schlepper nachmittags aus der Zelle geholt wurde. Auf dem Weg nach oben in das Zimmer des Untersuchungsbeamten schlug mein Herz bis zum Hals. Wie war das Gespräch mit Otto Bachmann ausgefallen? Jetzt wird er mir die Reader's Digest-Hefte von Otto vorlegen und mich fragen, woher ich die übrigen habe. Dann mußte ich wohl eine Geschichte erfinden. Der Beamte empfing mich freundlich, ohne daß mir die Kälte seiner Augen entgangen wäre. Ich versuchte so gleichgültig wie möglich zu erscheinen. Seine Frage jedoch überraschte mich. »Wo haben Sie Flugblätter in Ihrer Wohnung versteckt?« Mit keiner Silbe erwähnte er die Zeitschriften im Koffer. Hatte er das vergessen? Wenig wahrscheinlich. Diesen Triumph hätte er sich doch nicht entgehen lassen, mich in Argumentationsnot zu sehen. Da er es nicht tat, gab es nur eine logische Erklärung. Otto mußte bei der Konfrontation mit den Zeitschriften meines Koffers ohne Einschränkung gesagt haben, daß sie von ihm stammten. Meine Hochachtung vor meinem mutigen und opferbereiten Freund, in solch einer Situation an die schwierige Lage des anderen zu denken, bewies wohl Charakterstärke. Selbstverständlich wußte er, daß ich auch Zeitschriften aus anderer Quelle hatte. Es wäre ihm nicht vorzuwerfen gewesen, wenn er durch Anerkennung der von ihm stammenden Exemplare mich in die Verlegenheit gebracht hätte, eben jene Quelle und die damit in Zusammenhang stehenden Namen nennen zu müssen, was zu weiteren Verhaftungen und Verschleppungen dieser Personen geführt hätte. (...)

*Da die sowjetischen Vernehmer auch nach ihrem Verständnis wenig Belastungsmaterial gegen Scharf hatten, wandten sie zur Erlangung weiterer »Beweise« schärfere Mittel an. Nachdem man Scharf den Stuhl weggenommen hatte, mußte er stundenlang auf der Stelle aufrecht stehen. Als er schließlich fast das Bewußtsein verlor, schleppte man ihn zurück in die Zelle.*

Meine Zellengenossen lagen schon auf der Pritsche und schliefen. Die Schlepper warfen mich einfach auf die Pritsche und verließen mit dem Satz: »Dawai! Schlaffen!« die Zelle.

Flüsternd erzählte ich von meiner Begegnung mit den Stalinisten bis in alle Einzelheiten. Der Gymnasiallehrer sagte: »Jetzt machst Du eine schwere Zeit durch, denn die haben gar nichts gegen Dich in den Händen und setzen jetzt auf die Folter! Hoffentlich stehst Du das durch! Die meisten haben in Deiner Situation schließlich irgend etwas Belastendes erfunden, was die Sadisten hören wollten, nur um von der Folter loszukommen«. Die Foltermethoden waren sehr ausgeklügelt und subtil, ohne sichtbare äußere Verletzungen zu hinterlassen, mit denen man höhere Vorgesetzte hätte konfrontieren können.<sup>32</sup>

Von diesem Tag an wurde ich jeden Abend kurz vor dem Schlafengehen zum Verhör geholt und auf immer die gleiche Weise behandelt. Erst gegen Morgen wurde ich wieder in die Zelle geschleppt, so daß sich mein

Schlafdefizit summierte, denn am Tage durfte man nicht liegen oder gar schlafen. Wenn einem die Augen während des Tages im Sitzen zufielen, trat der Posten, der ohnehin in kurzen Zeitabständen durch den Türspion schaute, mit dem Fuß gegen die Tür und schrie »Nix schlaffen!«, so daß man aufschreckte. In der siebenten Nacht wurde ich wieder abends, als die Zellengenossen sich zum Schlafen hinlegen durften, zum Verhör geschleppt, denn ich war unfähig zu gehen. Ich konnte nichts mehr essen, der Kopf dröhnte, und ich hatte nur noch einen Wunsch: schlafen. Alles, was sie wollten, war ich bereit zu gestehen: nur schlafen können. Ich war unfähig, einen anderen Gedanken zu denken. Mein Gehirn gehorchte mir nicht mehr. Ich hatte Halluzinationen, und es kam mir vor, als spräche jemand zu mir, obwohl ich allein in dem Untersuchungszimmer war. Ich hatte immer denselben Wachtraum: eine Gefahr durch eine unheimliche schwarze Gestalt, der ich entfliehen wollte, aber nicht konnte, weil mir die Beine versagten.

Zum Schluß brach ich in Tränen aus, ich war fertig, ein schluchzendes Häufchen Elend. In diesem Zustand wurde ich wieder diesen stalinistischen Menschenschindern vorgeführt. Ich war bereit, meine Mutter zu verraten, wenn sie es von mir verlangt hätten, aber sie fragten nur, ob ich der antisowjetischen Widerstandsgruppe an der Universität Leipzig angehört hätte, und ich sagte ja! Dieses Geständnis war lächerlich. »Antisowjetische Widerstandsgruppe«. Wir waren ein Freundeskreis von zwanzigjährigen Studenten, weiter nichts, aber mir war alles egal. Nur schlafen dürfen!<sup>33</sup>

Nach diesem Geständnis ließen sie mich für die nächsten Wochen in Ruhe. Ich durfte allerdings keine zusätzliche Stunde schlafen, nur die regulären Stunden von 22 Uhr bis 6 Uhr morgens, und so erholte ich mich nur langsam. Seit dieser Zeit war ich nicht mehr derselbe. Irgend etwas war in mir zerbrochen. Meine Persönlichkeit war seltsam verändert. Es war der Verlust des Urvertrauens, was mich fortan begleitete und was ich auch 40 Jahre danach nicht wieder finden kann. Noch 40 Jahre danach habe ich immer wieder denselben Alptraum. Ich bin wieder im Lager oder in der Zelle, und dabei wollte ich mich doch so vorsehen, daß ich nicht wieder in die Fänge dieser Menschenschinder gerate, nun ist es mir doch wieder passiert! – Ich wache dann meist schweißgebadet auf mit dem beglückenden Gefühl: »Gott sei Dank – es war nur ein Traum!«<sup>34</sup>

32 Diese Art der Geständnisgewinnung wurde vom NKWD regelmäßig angewandt. Seit 1937 war zudem vom Politbüro der KPR(B) physische Folter ausdrücklich als Form der Geständniserzwingung gefordert und sanktioniert worden.

33 Siehe Einleitung. Scharf bezieht sich hier auf die ihm bekannten Kommilitonen. Von den Aktivitäten der Gruppenmitglieder Belter, Gumpel, Jenkner und Miertschischk wußte er nichts.

## Das Urteil

Am 20. Januar 1951 wurde unser »Fall« nach Beendigung des Untersuchungsverfahrens mit einer Urteilserteilung vor einem sowjetischen Militärgericht im Keller der NKWD-Hauptstelle für Sachsen in Dresden, Bautzener Straße, formal abgeschlossen. Das Gericht bestand aus fünf Personen: Einem Oberstleutnant des NKWD mit Namen Denisow, er war Offizier des Justizdienstes der UdSSR, einem Major der Panzertruppe Sidow und einem Major Lebedew sowie einem Dolmetscher und einem Schriftführer.

Der Raum, in dem das Gericht tagte, war ein Kellerraum des Gebäudes mit vergitterten und verdunkelten Fenstern. Der Oberstleutnant und die beiden Offiziere saßen uns gegenüber an einem U-förmigen Tisch, flankiert durch den Dolmetscher und den Schriftführer. Ihnen gegenüber saßen wir zehn Angeklagten auf zehn in einer Reihe aufgestellten Stühlen. Wir waren ohne Handschellen, offenbar war das in der sowjetischen Gerichtsnomenklatura vorgeschrieben. Zunächst wurden die Protokolle jedes einzelnen von uns in Russisch vorgelesen. Der Dolmetscher langweilte sich währenddessen. Danach wurde jeder einzelne vom Dolmetscher gefragt, ob er noch etwas hinzufügen möchte. Was sollten wir noch hinzufügen? Nachdem das geschehen war, wurde wieder jeder einzelne aufgefordert, ein letztes Wort zu sprechen, doch zuvor sollte jeder sagen, ob er geschlagen worden sei oder sein Essen nicht bekommen hätte. Alles das wurde vom Schriftführer schriftlich dem Protokoll beigelegt. Dann begann das sogenannte letzte Wort eines jeden von uns. Es wurde nach dem Alphabet vorgegangen, die meisten von uns schwiegen aus Trotz und Ekel gegenüber einem solchen Affentheater, hinter dem schlicht die Beschaffung von Arbeitssklaven für die stalinschen Arbeitslager stand.

Doch dann geschah der Eklat. Karl Miertschischk, einer von uns Chemiestudenten, verlor die Fassung, als er gefragt wurde, und es brach aus ihm heraus. Bis zu diesem Zeitpunkt ließen wir dieses widerwärtige Theater über uns ergehen, wir waren von dem Gefühl des Ausgeliefertseins beherrscht, und Resignation lähmte uns. Er schrie mit hochrotem Gesicht, indem er sich an den Vorsitzenden wandte: »Nicht wir haben irgendwelche Verbrechen gegen die Sowjetunion begangen, sondern die Sowjetunion selbst wird von einer Bande Krimineller geführt, die Tausende ihrer eigenen Genossen auf dem Gewissen hat und einen beispiellosen Personenkult betreibt, demgegenüber Hitler eher als Nachahmer denn als Vorbild gesehen werden kann. Sie sollten hier auf den Anklagestühlen sitzen, nicht wir!« Hier überschlug sich seine Stimme, und er verstummte

34 In nicht seltenen Fällen treten auch noch viele Jahre nach der Haft psychische Belastungen auf. In der Medizin ist dieses Syndrom inzwischen als PTSD (deutsch: Posttraumatische Belastungsstörung) anerkannt. In den 50er Jahren allerdings fanden psychische Haftfolgenstörungen kaum Anerkennung.

schluchzend, indem er seine Hände vor sein Gesicht schlug. Sekundelang herrschte eisiges Schweigen, was nur durch das schwere Atmen Miertschischks unterbrochen wurde.

Wir anderen waren erstarrt und blickten entsetzt auf das Tribunal. Unsere Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Was würde jetzt geschehen? Wir erwarteten das Schlimmste. Aber nichts geschah. Der Vorsitzende und die Offiziere blickten kalt und gelassen auf uns und der Dolmetscher sagte: »Der Nächste!« (...)

Die weiteren Schlußworte der Kommilitonen verliefen zaghaft, fast kleinlaut. Noch unter dem Eindruck der Tirade von Miertschischk, dessen Effekt in der kalten Gelassenheit des Tribunals versickerte, dachte jeder daran, sowenig Anstoß wie nötig zu erregen. Einige baten um ein mildes Urteil, ich beharrte darauf, daß ich unschuldig sei. Weder das eine noch das andere zeitigte irgendeine Gefühlsregung oder Maßnahmen bei dem Tribunal. Alles lief ab wie ein Uhrwerk, um einen angelsächsischen Ausdruck zu gebrauchen: »Business as usual«. Im nachhinein erklärte sich ihr Verhalten durch die Tatsache, daß alles, was damals geschah, ein pseudo-juristisches Theater war, hinter dem sich die feste Absicht verbarg, uns als Arbeitsklaven zu verurteilen und zu verschleifen. Ausrottung durch Arbeit, wie zu Hitlers Zeiten mit den KZ-Häftlingen geschehen.

Da war es aus ihrer Sicht egal, welche Art von Gefühlsregung bei uns vorherrschte. Wir waren sowieso für den inneren Kreis der Hölle bestimmt. *Salve Staline! morituri te salutant.*<sup>35</sup> (...)

Schließlich hatte jeder sein »letztes Wort« gesprochen. Das Gericht zog sich nicht, wie das vielleicht erwartet werden könnte, »zur Beratung« zurück, sondern der Vorsitzende Denisow erhob sich sofort anschließend und verlas die offenbar bereits feststehenden und geschriebenen Urteile, die der Dolmetscher sogleich übersetzte. Wir wurden alle nach § 58 des damaligen russischen Strafgesetzbuches verurteilt: wegen Spionage, wegen Besitzes und Verbreitung von antisowjetischer Literatur und Mitgliedschaft in einer antisowjetischen Widerstandsgruppe an der Universität Leipzig. (...)

Nur die Urteile wurden uns übersetzt. Von uns zehn Studenten wurde einer, Herbert Belter, zum Tode verurteilt. Acht erhielten 25 Jahre Arbeitslager und fünf Jahre Ehrverlust, ich als einziger zehn Jahre Arbeitslager.

Diese Urteile stürzten uns zunächst nicht in Verzweiflung, wie man das hätte vermuten können. Im Gegenteil, sie wirkten auf uns selbst in dieser depressiven Situation absurd, unwirklich, fast wie ein Witz. Das konnte

35 Übertragung des Grußes der Gladiatoren vor dem Kaiser in Rom, bevor sie zu ihrem Kampf auf Leben und Tod antraten. Wörtliche Übersetzung: Sei begrüßt Stalin. Die Todgeweihten grüßen dich. 25 Jahre Arbeitsbesserungslager bedeuteten damals ein langsam zu vollstreckendes Todesurteil. Erst der Tod Stalins 1953 führte zu einer Veränderung des Systems und sukzessive zur Auflösung der meisten Lager.

doch wohl nicht deren Ernst sein. »Sicherlich wollen die uns nur damit schocken«, argwöhnte unser Verstand. Irgendwie wehrt sich die menschliche Natur gegen völlig absurde Situationen. Vielleicht ist das auch ein psychischer Abwehrmechanismus, der einen die schreckliche Wirklichkeit wenigstens am Anfang ertragen läßt.

Nach der Verkündigung wurde jeder einzelne vom Dolmetscher aufgefordert, sein Urteil zu unterschreiben, wobei er uns versicherte, daß unsere Unterschrift nur die Kenntnisnahme, nicht das Einverständnis signalisiere, eine Phrase, die offenbar unseren Widerstand besänftigen und helfen sollte, den Willkürakt formal zu Ende zu bringen. Wie die Lämmer gingen wir, jeder von uns, zur Schlachtbank. Nur Belter nahm den Füllhalter, der ihm gereicht wurde, unterschrieb und schmettete ihn danach auf den Tisch, daß die Tinte spritzte, dann ging er wortlos zu seinem Stuhl zurück. Während ich nach vorne ging, sah ich, wie ihm die Tränen über die Wangen liefen – lautlos. Mich packte, obwohl selbst dem Heulen nahe, wegen der Hilflosigkeit und des Ausgeliefertseins Mitleid mit ihm. Dabei kannte ich ihn doch gar nicht persönlich, ich sah ihn zum ersten und auch zum letzten Mal vor diesem Tribunal. Daran war schon die Haltlosigkeit der Beschuldigung des sogenannten Tribunals uns gegenüber zu erkennen: eine antisowjetische Widerstandsgruppe an der Universität Leipzig gebildet zu haben. Wir waren ein willkürlich zusammengeworfener Haufen von im Sinne der Kommunisten der DDR unliebsamen Studenten, die sich zur Hälfte nie vorher begegnet waren.

Das Abschlußritual dieses famosen Tribunals war das Schlußwort des vorsitzenden Tschekisten<sup>36</sup> Denisow in russischer Sprache, was für uns völlig unverständlich war. Danach begannen die bewaffneten Landsknechte, uns einzeln wieder abzuschleppen. Während der dafür nötigen Wartezeit der Zurückbleibenden kam der Vorsitzende Denisow hinter seinem Tisch hervor, stellte sich vor uns, die wir noch auf unseren Stühlen warten mußten, und sagte mit haßerfülltem Blick verächtlich: »Studenti«, als wie: »Euch werden wir schon noch klein kriegen«. Wie recht er haben sollte. Offenbar war das seine Antwort auf die Haßtirade von Miertschischk während seines Schlußwortes. (...)

Der Schlepper brachte mich in einen abgelegenen Teil des Kellergewölbes, der uns bisher auf unserem täglichen Wege zum Kübeln oder zum Spaziergehen nicht zugänglich war. Ich wurde in eine Zelle geführt, in der zu meiner Freude meine Freunde Herrmann, Bachmann, Eberle, Grünberger und noch zwei andere von unserer sogenannten Gruppe, Siegfried Jenkner und Werner Gumpel, sich bereits befanden.

36 Tschekist: Bezeichnung für Angehörige des NKWD. Diese geht zurück auf die 1917 gegründete Tscheka (Außerordentliche Kommission zum Kampf gegen Konterrevolution und Sabotage).

Es war Ende Januar 1951, als wir uns auf diese Weise zum erstenmal wieder persönlich gegenüberstanden bzw. uns überhaupt erstmals persönlich miteinander bekannt machen konnten. Die Begrüßung war ebenso herzlich wie die Freude darüber, daß jetzt etwas passieren würde. Nach den langen Monaten des stumpfsinnigen Wartens in dieser Folterkammer schlug die Stimmung in Euphorie um. Wir lachten in einem Lachkrampf, daß uns die Tränen die Backen herunterliefen. Keiner von uns wußte eigentlich warum, sicherlich war auch kein realer Grund vorhanden, im Gegenteil, aber offensichtlich war das die Reaktion unserer geschundenen Psyche. Die Zelle war etwas größer als die übrigen, die wir kannten. Sie verfügte über einen Tisch in der Mitte, der mit zwei festgeschraubten Bänken an den Längsseiten versehen war. Eine Pritsche zum Schlafen befand sich an der Stirnwand, die aber höchstens für vier oder fünf von uns bequem Platz bot. An der Wand rechts von der Tür war noch eine Wandnische, in der auch Strohmatten mit Decken lagen. Diese Wandnische hatte keine Lüftung, war nur ein Mauerloch und an der Wand hatte sie feuchte Stellen, an denen sich bereits Schimmel gebildet hatte. Die Lüftung erfolgte nur durch die Zellentür, und die war in der Regel geschlossen.

Es war schon spät abends, die genaue Uhrzeit war nur zu schätzen. Da öffnete sich mehrmals die Essenklappe an der Tür und herein blickte »Kuhkopf«, einer der Posten, grinsend mit den Worten »gesund?«. Er wollte sich offenbar nach dem Grund unseres euphorischen Szenarios erkundigen und uns zur Ruhe mahnen. Er gehörte zu den gutmütigen Bewachungsposten, und so taten wir ihm den Gefallen und versuchten, so gut es in unserer Aufregung ging, zu schlafen.

Die Zelle unterschied sich in ihrer »Ausstattung« nicht von den übrigen in diesem NKWD-Keller – nur hatte sie offenbar keine gemeinsame Wand mit anderen Zellen, so daß kein Klopfkontakt möglich war. Sie diente sehr wahrscheinlich als Sammelzelle der jeweils verurteilten Gruppen für eine Übergangszeit bis zum Abtransport. Diese isolierte Lage der Zelle erklärte auch, warum von solchen Gruppen nach der Verurteilung keine Information in den übrigen Zellenbau sickerte. Wir wurden in den nächsten zwei Tagen außergewöhnlich gut gepflegt. Entgegen ihren sonstigen Gewohnheiten sparten die Posten nicht mit Nachschlag, offenbar wußten sie, was uns bevorstand.

## Station Berlin-Lichtenberg

*Scharf war es während der Verhöre gelungen, einen Bleistiftstummel vom Tisch des Vernehmers zu entwenden und versteckt zu halten. Er war unter den Zellengenossen geteilt worden, um Kassiber zu schreiben.*

An dem Abend nach dem Urteil des Tribunals berichtete ich meinen Kommilitonen von dieser Möglichkeit, und sie waren sofort Feuer und

Flamme. Ich verteilte die Röllchen (aus Klopapier) auf vier weitere Personen, so daß die Wahrscheinlichkeit erhöht wurde, eine Gelegenheit zum Absetzen zu finden, wer immer zuerst die Möglichkeit dazu haben würde. Die Gelegenheit ergab sich sehr bald. Nach wenigen Tagen unseres Verbleibens in der Sammelzelle wurde alles für unseren Abtransport vorbereitet. Wir wurden an einem Vormittag in der ersten Märzhälfte 1951 aus der Zelle geführt. Bewaffnete Rotarmisten signalisierten, daß es offenbar auf Transport gehen sollte und führten uns in eine geräumige, nach außen mit einem hohen Tor hermetisch abgeschlossene Toreinfahrt, in welcher der bereits allseits bekannte Dodge-Kastenwagen wartete, der uns vor mehreren Monaten nächtens von Leipzig nach Dresden gebracht hatte.

Wir wurden zum Einsteigen genötigt und registrierten mit Genugtuung, daß diesmal für uns keine Handschellen vorgesehen waren. Auch der Platz im Mittelgang des Wagens war nicht durch einen Posten besetzt, so daß wir diesmal unter uns waren und uns im Wagen bewegen konnten. Der Wagen wurde beladen. Miertschischk und Belter wurden sehr wahrscheinlich in den beiden abgetrennten Einzelkäfigen im Auto untergebracht, denn wir waren nur acht Personen im Fond des Wagens. Wir konnten nicht mit ihnen in Verbindung treten.

*Als sie teilweise durch bewohnte Gebiete fahren, gelang es ihnen, heimlich - wie sie meinten - Klopapierröllchen mit Nachrichten aus dem Wagen zu werfen.*

Unsere Fahrt mag drei Stunden oder mehr gedauert haben, dann hielt der Wagen wieder in einer geschlossenen Toreinfahrt, wie wir beim Aussteigen erkennen konnten. Die NKWD-Posten führten uns in einen angrenzenden Raum, dessen Fenster in einen Gefängnishof mündeten. Mit Sichtblenden versehene Fenster waren für uns an der gegenüberliegenden Hauswand erkennbar. Wir mußten uns in einer Reihe aufstellen und durften nicht miteinander sprechen. Wo mochten wir uns wohl befinden? Während wir noch darüber nachdachten, kamen etwa vier oder fünf sowjetische Offiziere herein. Sie unterhielten sich aufgeregt und musterten jeden von uns mit argwöhnischen Blicken. Irgendetwas schien sie zu irritieren, doch wir konnten zunächst nicht verstehen, was sie so aufregte. Schließlich erkannten wir, was die Ursache ihrer Erregung war. Einer der NKWD-Offiziere hatte einen unserer Zettel in der Hand und fuchtelte damit vor unseren Augen herum, indem er auf erbärmliche Weise fluchte. Flüche waren überhaupt das erste, was wir in ihrer Sprache zumindest sinngemäß verstehen konnten, und sie fluchten dauernd, die Posten vor den Zellentüren, die Untersuchungsbeamten, der Oberstleutnant, der NKWD-Richter. (...)

Offenbar war unserem Gefängniswagen während der ganzen Fahrzeit ein PKW mit diesen Offizieren gefolgt, und sie hatten bemerkt, wie wir ahnungslos die Zettel mit den Adressen und Nachrichten für unsere

Eltern durch die Luftschlitze nach draußen befördert hatten. Das war also die Ursache ihres aus ihrer Sicht verständlichen Unmutes. (...)

Was würde die Folge dieser Ereignisse sein? Würde man uns wieder in Einzelhaft sperren oder anderweitig drangsaliieren? Wenig davon geschah. Wir wurden emotionslos von den niederen Rängen, die sich um uns bemühten, in den Routinekanal der Aufnahme in dieses neuerliche Gefängnis geschoben. Wir waren in ihren Augen ohnehin verloren. Was sollte man uns dann noch quälen. Sie hatten die Mentalität eines Metzgers, der ein widerspenstiges Tier nicht schlägt, weil er weiß, daß es ohnehin stirbt. Jedenfalls ließen die späteren Ereignisse diesen Schluß rückblickend zu.

Wir wußten nicht, wo wir waren, und es war auch zunächst nicht herauszufinden, solange wir nicht in Kontakt zu bereits einsitzenden Gefangenen treten konnten. Eins war jedoch sofort zu erkennen, es war ein »großer Laden« im Vergleich zu dem, aus dem wir kamen. Ein professionelles Gefängnis im Gegensatz zu der zu diesem Zweck hergerichteten engen Villa in der Bautzner Straße in Dresden.

Zunächst wurden wir in einen Raum geführt, in dem wir uns wie üblich vollständig entkleiden mußten. Wir hatten ja immer noch unsere inzwischen dreckigen und speckigen Zivilklamotten an. Danach wurden wir in eine Dusche geführt, wo wir uns zum erstenmal nach fast vier Monaten mit richtiger Seife und heißem Wasser unsere langen Haare, den Bart und unseren Körper säubern konnten, eine richtige Wohltat. Danach wurden wir in den Entkleidungsraum zurückgeführt. Zu unserer Überraschung hatte man dort alle unsere zivile Kleidung bis auf die Schuhe entfernt. Stattdessen bekam jeder von uns Unterwäsche und Uniformstücke, Hose, Jacke und Mantel der ehemaligen deutschen Wehrmacht, gebraucht aber gewaschen und nach Phenol stinkend, hingeworfen mit dem deutlichen Hinweis, sie anzuziehen. Es dauerte eine Weile, bis wir die passenden Sachen zusammengesucht hatten. Zum Schluß bekam jeder von uns noch ein richtiges Militärschiffchen für den Kopf, alles ohne Rangabzeichen versteht sich, aber feldgrau und aus grobem Militärstoff. Die Schuhe blieben allerdings die alten, was bei uns mit unseren Halbschuhen und den Stiefelhosen merkwürdig ausschaute. Aber wir waren wohl nicht für eine Modenschau bestimmt, und die Kleidungsstücke waren wenigstens warm. Wir fühlten uns wohler nach der Dusche. Keiner trauerte den vor Dreck glänzenden Privatsachen nach.

Wir waren zunächst geneigt, diese neue Einkleidung als einen reinen Akt der Menschlichkeit zu deuten, und plötzlich erschienen uns unsere Peiniger wieder sympathisch. Später lernten wir, daß das NKWD nichts tut, was einem anderen von Nutzen ist. So hatte auch diese Maßnahme einen tieferen Sinn, der darin bestand, daß wir später von der mit uns in Berührung kommenden russischen Bevölkerung als gefangene Angehörige der verhaßten Naziarmee eingestuft wurden. Mit diesem Trick hatte das

NKWD die Illegalität unserer Verschleppung zumindest der eigenen Bevölkerung gegenüber geschickt kaschiert.<sup>37</sup>

Zunächst jedoch empfanden wir so etwas wie Dankbarkeit gegenüber den Schergen des NKWD. Wir mußten, nachdem wir uns angezogen hatten, zu zweit in einen weiteren Raum treten, in dem zwei weiß bemantelte Soldaten damit beschäftigt waren, mit einer elektrischen Haarschneidemaschine unser Kopfhaar und den Bart vollständig abzuscheren. Der Anblick meiner kahlköpfigen Freunde – da es keine Spiegel gab, konnte ich mich selbst nicht sehen – erheiterte mich trotz der tief im Herzen sitzenden Verzweiflung. Sie sahen plötzlich alle so dünn und schwach aus. Ein merkwürdiger Anblick. Danach wurden wir zu dritt in den angrenzenden Zellenbau geführt. Der Bau machte einen merkwürdig menschenleeren Eindruck. Niemandem begegneten wir, keinem Gefangenen, keinem Posten und kein Laut drang aus den Zellen, an denen wir vorübergingen. War der Bau leer?

Schließlich wurde eine Zelle geöffnet, und wir wurden hineingeschoben. Klack, klack schloß die schwere Holztür hinter uns, wir waren allein. Das Fenster war wie üblich mit einer Sichtblende versehen, aber wir konnten es öffnen, frische Luft drang hindurch, eine Wohltat nach mehr als vier Monaten Kellerluft. Die Sichtblende ließ etwas Tageslicht herein – Tageslicht! Ein unschätzbare Luxus! Keine gleißend brennende Lampe über der Tür, einfaches Tageslicht erhellte gedämpft den Raum. Die Zelle hatte zwei Pritschen, die von der jeweils gegenüberliegenden Wand abgeklappt werden konnten, so daß sich eine breite Liegefläche ergab, auf der wir zu dritt schlafen konnten. Es gab einen Tisch mit drei Bänken und ein Wasserbecken sowie ein richtiges WC. Kaum zu glauben, welch ein luxuriöser Fortschritt gegenüber Dresden. Es war eben ein richtiges Gefängnis. Wir hatten den Eindruck, in ein Hotel der Luxusklasse versetzt worden zu sein.

Wir durften uns hinlegen, wann wir wollten. Kein Tritt gegen die Tür mit der ewigen stereotypen Phrase »Nix schlaffen!« Keine Flüche der Wachposten, manchmal schien es uns, als ob überhaupt keiner während langer Zeiten des Tages uns beobachtete. Ab und zu bewegte sich der Spion an der Tür – selten. Wieder fiel uns die Ruhe im Bau auf. Waren wir allein auf weiter Flur? Wir versuchten unsere aus Dresden bewährte Klopfkommunikation in Gang zu setzen, erst die eine Wand, dann die andere. Keine Antwort! (...)

In diesem Gefängnis blieben wir etwa von Mitte März bis zur zweiten Aprilhälfte 1951. Inzwischen erfuhren wir durch Austausch untereinander

37 Es sind nicht alle Verurteilten mit Wehrmachtuniformen ausgestattet worden. Die Vermutung läßt sich auch nicht aktenmäßig belegen, hat aber eine gewisse Plausibilität für sich. Zum anderen war die Wehrmachtkleidung wohl schon auf das Zielgebiet »Workuta« abgestimmt, wie Scharf vermutet.

beim »Spazierengehen«, daß es sich bei dem Gebäude, in dem wir untergebracht waren, um ein ehemaliges Gestapo-Zuchthaus in Berlin-Lichtenberg handelte. Es lag in der Magdalenenstraße 14 und wurde von den Sowjets nach 1945 zum NKWD-Gefängnis umfunktioniert.

Es war keineswegs die Endstation, wie wir immer dachten, sondern es handelte sich im Gegenteil um eine Zwischenstation, um ein Sammellager auf dem Wege zur Verschleppung nach Rußland. In Berlin-Lichtenberg wurden die »Fälle« aus der ganzen DDR gesammelt, die dazu bestimmt waren, in die Sklavenlager der Sowjetunion verschleppt zu werden. Aus diesem Grund war die Verpflegung in den wenigen Wochen unseres Aufenthaltes in diesem Sammelgefängnis durchaus gut. Wir konnten uns ausruhen, und die Hygiene war erträglich. Die Drangsal der Verhöre, die Schikanen der zum Teil perversen »Untersuchungsoffiziere«, die Folter des Schlafentzuges waren von uns genommen. Wir genossen die Ruhe derjenigen, die abgemeldet wurden aus der menschlichen Zivilisation, geopfert einem Sklavensystem! Wir spürten den Rassismus, der uns die Rolle des Klassenfeindes aufzwang. Wir waren die Kaninchen, die vor der ohnehin beschlossenen Schlachtung gut versorgt wurden. Wir wurden in den Augen unserer Sklavenhändler von der Kategorie Mensch in die Kategorie »Arbeitskraft« transponiert, was den Verlust unserer Individualität voraussetzte.

Wenn ich meine beiden Zellengenossen betrachtete, so erkannte ich sie kaum wieder als diejenigen, die ich damals als meine Kommilitonen gekannt hatte. Die Unbeschwertheit war von ihnen gewichen. Die Kahlköpfigkeit tat das ihre dazu, daß sie mich an blasse, ausgemergelte Gesichter aus den Tagen der Nazi-KZ erinnerten. Da es keinen Spiegel gab, kann ich nur vermuten, daß sie von mir den gleichen Eindruck hatten. Ihre Augen lagen in tiefen, mit dunklen Rändern umgebenen Höhlen. Die absolute Isolationshaft hinterläßt psychische Schäden, an denen man sein ganzes Leben zu tragen hat.

Selbstverständlich war uns bewußt, daß Deutsche in Rußland während des Krieges schreckliche, unverzeihliche Greuelthaten an der Bevölkerung verübt hatten, an denen wir, eine Generation danach, in keiner Weise beteiligt waren, denn wir waren weder in Hitlers Armee noch in seiner Partei gewesen. Was ging uns also sein verdammter Krieg an, dessen Auswirkungen auch wir in den vielen Bombennächten, an den Zerstörungen unserer Städte und Häuser und den Opfern an Vätern und Brüdern gespürt hatten. Was sich aber an uns und vielen anderen Menschen Jahre nach dem Krieg vollzog, schmälert das Verdienst des russischen Volkes erheblich, das es sich durch den Kampf gegen den Nationalsozialismus erworben hatte. Wie anders konnten wir empfinden, als daß die Hybris des braunen Faschismus in die des roten geschlüpft war. Da halfen auch keine Propagandahülsen wie die des »Sozialistischen Humanismus«, die allenthalben kolportiert wurden. (...)

Es war Ende April 1951, als wir drei aus unserer Zelle geholt und frisch rasiert an Kopf und Bart mit feldgrauem Militärmantel und Wehrmachtschiffchen auf dem kahlen Kopf in eine große Gemeinschaftszelle von circa 7 x 10 m umgelegt wurden. In dieser Zelle befanden sich alles in allem 27 Menschen, alle ähnlich wie wir in Uniformen der ehemaligen deutschen Wehrmacht gekleidet. Zwei Wände waren mit zweistöckigen Holzpritschen bestückt. An den anderen Wänden war ein großes vergittertes Fenster und eine große Tür. In der Mitte stand ein großer Tisch mit Bänken. Bettzeug sowie Strohsäcke gab es nicht; so konnten wir uns nur auf die nackten Bretter legen und uns mit unserem Militärmantel zudecken. Die Menschen, zu denen wir gesteckt wurden, kamen aus allen Ecken der DDR, aus Rostock, Dresden, Leipzig, Halle, Wismar usw.; ein Sammelsurium von »Fällen« quer durch alle Berufe und Gesellschaftsschichten. Da war der bereits an Jahren vorgerückte NS-Parteigenosse, der den Absprung in den Westen Deutschlands nicht rechtzeitig geschafft hatte. Da war der Bauernsohn, der aus dem Kriege zurückgekehrt sich gegen die Enteignung des elterlichen Gutshofes im Zuge der sogenannten Bodenreform gewehrt hatte. Da gab es den Rechtsanwalt, der es gewagt hatte, zu hartnäckig nach spurlos verschwundenen Klienten zu fahnden. Da war der »Spion«, der das Verschwinden seines Verwandten den »freiheitlichen Juristen«<sup>38</sup> in West-Berlin gemeldet hatte. Da war der sowjetische Soldat, der seiner deutschen Freundin in den Westen folgen wollte und dabei erwischt wurde. Da war der rumänische Jude, der beim Schwarzhandel entdeckt wurde und keine Staatsbürgerschaft nachweisen konnte. Da war der Bibelforscher, der nach dem Verbot dieser religiösen Vereinigung im September 1950 es nicht geschafft hatte, in den Westen zu fliehen, usw. usw.

Eine Kiepe voller Schicksale, die von diesem Moment an, von einer sadistischen Folterjustiz kriminalisiert, nur noch eine gemeinsame Zukunft hatten: in den Sklavenlagern der Sowjetunion verheizt zu werden, ohne daß es jedem von uns in diesem Moment klar war. In der Tat wußten wir zu diesem Zeitpunkt immer noch nicht, wo uns das Schicksal hinspülen würde, obwohl es einige von uns bereits ahnten.

## Die Deportation beginnt

Wir blieben nur wenige Tage in dieser Sammelzelle. Plötzlich hieß es heraustreten. Wir wurden paarweise in einen großen, geschlossenen, fensterlosen Gefängnisbus gepfercht, und ab ging die Post. Als wir zum Aussteigen genötigt wurden, fanden wir uns auf einem weitläufigen Eisenbahngelände wieder weit ab von jedem bewohnten Gebiet. Vor uns stand

38 Gemeint ist der Untersuchungsausschuß freiheitlicher Juristen in West-Berlin.

ein Eisenbahnwagen der »Reichspost« mit gleichnamiger Aufschrift allein auf einem Gleis, er hatte Milchglasfensterscheiben. Im Inneren waren vor den Fenstern feinmaschige Gitter angebracht, die von außen unsichtbar waren. Die Abteile waren als Zellen ausgebaut, in die wir nun buchstäblich eingepfercht wurden. In der Zelle, in der ich war, befanden sich auf zwei Quadratmetern acht Personen, so daß wir wie die Heringe standen und wenige auf den kurzen Bänken hockten, denn nicht für jeden war genug Platz zum Sitzen. Wir mußten lange Zeit warten, bis der Bus mehrmals gefahren kam und immer neue Schicksalsgenossen in diesen nach außen als Postwagen<sup>39</sup> getarnten Gefängniswagen geschichtet wurden.

Endlich war die »Sardinenbüchse« fertig beladen, und wir merkten, daß der Wagen rangiert wurde. Nach mehrfachem Rucken stand das Gefährt still, und wir konnten Menschen und Stimmen hören, Stimmen, die Russisch sprachen, Stimmen von Frauen und Männern. Plötzlich spielte eine Kapelle, und unter den Rufen »doswidanja, doswidanja - auf Wiedersehen« setzte sich unser Gefährt in Bewegung. Offenbar war unser Wagen an einen normalen sowjetischen Urlauberzug angehängt worden, der routinemäßig zwischen Berlin und Moskau verkehrte. Niemand von den sowjetischen Menschen hat sicherlich die Art der Fracht geahnt, die der sonderbare Postwagen des Zuges mit sich führte. Das alles geschah am helllichten Tag, an einem Tag Ende April 1951 am Bahnhof Berlin-Lichtenberg. Unsere Reise begann, wo würde sie enden? Dieser Trip sollte, wäre es nach dem Willen seiner Erfinder gegangen, ein Trip ohne Wiederkehr werden.

Stunden vergingen. Ab und zu hielt der Zug, dann gab es Bewegung draußen - Stimmen -, weiter ging es im gemächlichen Tempo. Es mußte bereits Mittag sein, als unser Wagen anscheinend wieder abgekoppelt und rangiert wurde, dann standen wir wieder irgendwo. Stille um uns herum. Ich spürte, daß ich dringend auf die Toilette mußte und klopfte an die Tür. »Schtschto staboi, Pljad? (Was ist mit Dir, Hurenbock?)«, fragte der Posten auf dem Gang vor den Zellen. »Ich muß auf die Toilette.« »Nix Toilette!«, war die Antwort. Damit ging er, ohne die Tür zu öffnen, den Gang entlang. Stille.

Ob es die Aufregung war oder die Angst, der Druck im Darm wurde mir unerträglich, und ich fürchtete die Kontrolle über den Schließmuskel zu verlieren, was in der drangvollen Enge, in der wir uns befanden, eine Katastrophe zu werden drohte, deshalb hämmerte ich mit den Fäusten gegen die Tür und schrie aus Leibeskräften, daß ich auf die Toilette muß. Auch die Leidensgenossen in meinem Gefängnisabteil und in den anderen fingen an, Stakkato an die Tür zu schlagen, und Stimmen wurden laut: »Du Gottverdammter Tschekist, willst Du wohl die Tür öffnen«, hörte ich

39 Auch Autotransportwagen für Gefangene des MfS waren als zivile Fahrzeuge getarnt.

schreien und viele Flüche und Verwünschungen auf beiden Seiten. Endlich, es schien mir wie eine Ewigkeit, wurde die Tür geöffnet, und ich rannte, nur die Hand auf den Schließmuskel pressend, den Gang entlang, an dessen Ende eine offene Tür und ein Klosettdeckel zu sehen war.

In der offenen Tür stand ein pockennarbiger Uniformierter, der ungehört meiner Pein zuschaute und laut vor sich hin fluchte. Offensichtlich war das gegen jede seiner Anordnungen, und wahrscheinlich fürchtete er von seiten seines Vorgesetzten Repressalien, wenn das bekannt wurde. Mir war es egal. Toilettenpapier gab es nicht auch keine Wasserspülung, so zog ich meine Hose einfach wieder an und lies mich wieder in mein Zellenabteil drängen, begleitet von den Flüchen und Fußstritten des sowjetischen Sklavenbewachers, für den ich wohl nichts als ein Ärgernis und die Ursache für seinen Verstoß gegen seine Dienstvorschriften war.

Von der Kloschüssel aus gelang es mir noch, einen Blick an den Posten vorbei durch die offene Wagentür nach draußen zu werfen. Ich konnte erkennen, daß wir abgekoppelt auf einem Abstellgleis standen weit ab von jeder Ansiedlung. Es war taghell, die Sonne schien und wärmte den Waggon. In der Ferne konnte ich ein paar Felder erkennen, auf denen die Sonne den ersten grünen Teppich des beginnenden Frühlings ausgebreitet hatte. (...)

## Ankunft in Brest-Litowsk

Der Aufenthalt unseres Gefängniswagens auf den Rangiergleisen des Bahnhofs Frankfurt/Oder war kurz. Bald wurde unser als Postwagen getarnter Gefängniswaggon wieder an einen Zug angekoppelt, der offenbar in Richtung Osten unterwegs war.<sup>40</sup> (...)

Erste Station war Posen, wir konnten den polnischen Ausrufer deutlich vernehmen. Danach war die nächste Station Warschau, und von dort ging es ohne Unterbrechung bis nach Brest-Litowsk.

Daß wir in Brest-Litowsk waren, erfuhren wir allerdings erst später. Zunächst wurde unser Waggon wieder abgekoppelt und rangiert. Die Abenddämmerung war bereits hereingebrochen, als wir ausgeladen wurden.

Der Waggon stand wieder auf dem Gleisbahnhof weitab von jeder Siedlung. Beim Aussteigen, wozu uns die Bewacher mit den üblichen »dawai, dawai«-Rufen antrieben, wurden wir auf einen offenen Lastwagen getrieben. Waggon und Lastwagen waren von Posten mit angeschlagener Kalaschnikow umstellt, offenbar um Fluchtversuche zu vereiteln. (...)

Hier sahen wir lange Schlangen von ehemals deutschen Lokomotiven, die von den Russen nach 1945 requiriert worden waren, jetzt aber vor sich

40 Der Waggon wurde dabei von polnischer Seite nicht kontrolliert.

hin rosteten. Es war uns sofort klar, daß sie hier ihren Schrottfriedhof für immer erreicht hatten, denn so wie sie aussahen, würde niemand sie mehr gangbar machen können, eine sinnlose Reparationsleistung und ein Paradebeispiel für sowjetische Planwirtschaft. Nochmals konnten wir, die wir bereits abfahrbereit auf einem LKW standen, beobachten, wie unser zum Tode verurteilter Kommilitone Belter mit einigen anderen Todeskandidaten mit verbundenen Augen und auf den Rücken gefesselten Händen aus dem Waggon ausgeladen und getrennt von uns abtransportiert wurde. Wir haben ihn übrigens bei dieser Gelegenheit zum letzten Male gesehen.

Es dämmerte schon stark, als sich der LKW holpernd in Bewegung setzte. Die Fahrt verlief auf schlechten Straßen um die Ansiedlungen herum zu einem im Außenbezirk gelegenden Gebäude aus rotem Backstein, der sich als Gefängnis-Komplex entpuppte. Im Innenhof des Gebäudes wurden wir dann wieder von dem LKW getrieben, in kleine Gruppen zu drei oder vier Personen aufgeteilt und dann von bereitstehenden Milizsoldaten in Empfang genommen, die uns ins Innere des Gebäudes führten. Das Gebäude machte einen sauberen und modernen Eindruck. An der kyrillischen Beschriftung und den Hinweisschildern erkannten wir, daß wir uns in einem sowjetischen Gefängnis befinden mußten. Es war offensichtlich ein Neubau, oder zumindest war das Gebäude vor nicht allzu langer Zeit erstellt worden. Nach den Umständen, die wir in den zum Teil verkommenen Gefängnisschuppen in Deutschland erlebt hatten, konnten wir den sicherlich unzutreffenden Gedanken, daß das der Ort sein könnte, wo wir unsere Arbeitslagerzeit verbringen sollten, durchaus sympathisch finden. Ich wurde zusammen mit zwei meiner Leidensgenossen in eine Großraumzelle gesperrt, in der eine Gruppe von etwa zehn russischen Gefangenen um einen großen Tisch herumsaß, der in der Mitte des großen Raumes stand. An den Wänden standen doppelstöckige, eiserne Bettgestelle mit ordentlich bezogener Matratze, Decke und Kopfkissen.

Wir Neuankommlinge wurden zum Duschen und zur Toilette geführt, und es gab frische Wäsche. Die letzte hatten wir im Gefängnis Berlin-Lichtenberg bekommen, das war fast eine Woche her. Danach gab es »Kascha« (Getreidebrei) und Brot, und wir fühlten uns nach langer Zeit richtig wohl. Ich habe in der darauffolgenden Nacht seit langem tief und erholsam geschlafen; es war, als wenn die Bedrückung für einige Zeit nachgelassen hätte.

Mit den russischen Mitgefangenen konnten wir uns nicht verständigen. Sie sprachen kein Wort Deutsch und wir zu wenig Russisch, um eine Konversation zustande zu bringen. Sie waren auch scheu und verschüchtert. Immerhin erfuhren wir, daß wir uns in Brest-Litowsk befanden. Sie waren freundliche, bescheidene Menschen, die uns gegenüber zurückhaltend waren. Später vermutete ich, da sie zusammen beteten, daß es sich sehr wahrscheinlich um eine jener religiösen Gruppen handeln mußte, die von den Sowjets verfolgt wurden.

Am nächsten Morgen war der Traum im wahrsten Sinne des Wortes vorbei. Wir wurden ganz früh aus der Zellengemeinschaft wieder heraus-sortiert und mit unseren alten Transportgenossen zusammen auf den LKW verfrachtet. Das Ziel war zunächst erneut die Gleisanlage. Dort stand einsam ein russischer Gefängniswaggon, der nun nicht mehr nach außen getarnt sondern durch seine Gitter vor den Fenstern durchaus als solcher zu erkennen war. Die Abteile waren etwa von der Größe normaler D-Zug-Waggonabteile. Diesmal wurden wir nicht wie Sardinen eingepfercht, sondern hatten genug Platz. Sogar die Möglichkeit sich hinzulegen war gegeben. Dazu dienten Etagenbretter an den Wänden. Die Tür zum Gang war durch ein Gitter ersetzt, so daß es sogar möglich war, sich zwischen den Abteilen durch Zurufe zu verständigen, soweit es die Posten zuließen. Da die wenigsten von ihnen Deutsch verstanden, war das Austauschen von Informationen zwischen den Zellen durchaus gegeben. Unsere Bewacher waren jetzt auch von ganz anderer Art als die, die wir in Deutschland kennen lernen mußten. Sie waren ruhiger, gelassener, weniger aggressiv, fast freundlich, solange man nichts tat, was gegen die Vorschrift verstieß. Die Vorschrift war, daß man sich ruhig verhalten sollte, kein Aufsehen provozierte. Die Fahrt ging los, an langen Schlangen deutscher D-Zug-Wagen und Lokomotiven vorbei, die rostend auf endlosen Abstellgleisen standen, und sie dauerte den ganzen Tag.

## Auf dem Wege nach Moskau

Die Sonne sank bereits, als wir auf einem Bahnhof hielten und wieder zum Aussteigen genötigt wurden. Diesmal war es keine Gleisanlage sondern ein richtiger Bahnsteig eines kleinen Durchgangsbahnhofes. An dem Namensschild konnten wir den Namen des Ortes entziffern. Es war Gomel<sup>41</sup> in Weißrußland.

Wieder wurden wir auf LKW's verfrachtet und durch die Stadt gefahren. Interessanterweise nahmen die wenigen Menschen, denen wir begegneten, kaum oder nur verhalten Notiz von uns. In unseren feldgrauen Militärklamotten werden sie uns für deutsche Kriegsgefangene gehalten haben, zu dieser Zeit sicherlich kein ungewöhnlicher Anblick in dieser Stadt. Ihre Stadt machte auf mich einen verwahrlosten Eindruck, jedenfalls in dem Teil, den wir durchfuhren. Die Straßen waren zum Teil unbestigt, die Häuser niedrig, mit Holzfassaden, ohne Farbe, grau. Keine Geschäfte. Die gleiche Trostlosigkeit beobachteten wir bei den Menschen.

41 Der Mitverurteilte Siegfried Jenkner erinnert sich nicht an diesen Aufenthaltsort, jedoch an einen Aufenthalt in Orscha, auch auf der Strecke Brest-Moskau. Die Gruppe war auch nicht mehr geschlossen nach Moskau transportiert worden.

Die Männer trugen Hosen, wattiert oder aus gewöhnlichem blauen Drillichstoff, die meist in kurzen Stiefeln steckten, darüber einen »Buschlat« oder eine sogenannte »Telogreka«, d.h. eine kurze Wattejacke meist blau oder grün gefärbt, jedenfalls dunkle Farben, und auf dem Kopf eine »Schapka« oder eine sogenannte Schlägermütze. Ab und zu war ein Fahrrad zu sehen, kein Auto.

Die Frauen trugen meist einen groben, dunklen langen Rock und ebenfalls eine mit Watte gefütterte Jacke und Kopftuch. Die Füße steckten in kurzen Stiefeln oder Holzschuhen mit groben Socken. Alle sahen gleich aus, jung wie alt; kein Schick, keine Farben, grau. Sowjetischer Alltag in einer durchaus nicht kleinen weißrussischen Stadt im Jahre 1951. Mir fiel bei aller Bitternis der Spruch ein, den man uns an der Universität Leipzig in das Gehirn zu hämmern versucht hatte: »Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen!« Welch ein Sieg!

Dies ist gewiß nicht zynisch gemeint, nur die Abstrusität dieser Behauptung erschien mir in diesem Augenblick ungeheuerlich.

*Die ungeheuren materiellen Verluste der Sowjetunion - durch die Deutschen verursacht - bilanzierend, kamen Scharf auch die geistig-seelischen Verluste durch den Stalinismus in den Sinn.*

Was hier aber an Trostlosigkeit zu sehen war, sechs Jahre nach dem Sieg über den Hitlerfaschismus, bezog sich auf die »Segnungen« der Sowjetunion ihren eigenen Menschen gegenüber. Die geistige und physische Bedrückung dieser Menschen war mit Händen zu fühlen. Sie stand im großen Gegensatz zu den großsprecherischen Aufmachungen der sowjetischen Regierung, die in Form von hauptsächlich roten, schreienden Plakaten einige Häuserwände schmückten: Aktivisten oder Rotarmisten mit pathetischer Gebärde irgendeine sogenannte Errungenschaft des Sozialismus schwülstig anpreisend - die Menschen, die wir sahen, gingen achtlos daran vorbei! (...)

Die Fahrt endete vor einem gelbgetünchten, erdgeschossigen Lehmhaus am Ende einer unbelebten Straße. Die Gegend war menschenleer, abseits von menschlichen Siedlungen. Die hohen Lehmwände waren ohne Fenster, nur unter dem Dachvorsprung waren in unregelmäßigen Abständen vergitterte Fensterhöhlen erkennbar. Wir fuhren durch ein altes, wackliges Holztor in den Innenhof, der mit grobem Pflaster belegt war. Das ganze machte einen verkommenen Eindruck. Wir wurden von dem LKW getrieben, das übliche hysterische »dawai, dawai«-Geschrei klang uns in den Ohren. Am Ende standen wir alle zusammen in einem rechteckigen, dunklen Raum, der nur durch das Licht zweier vergitterter Fensterhöhlen unter der Decke erleuchtet wurde. Es gab keinen Tisch und keine Stühle; nur alte, verrostete, doppelstöckige, eiserne Bettgestelle waren wahllos im Raum verteilt.

Die Wände waren an einigen Stellen feucht, offenbar war das Dach undicht. Die Luft war stickig und moderig. Der Boden bestand aus wurm-

stichigen Fußbodenbrettern. Wände und Fußboden starrten vor Dreck. Auf einigen Bettgestellen lagen vor Dreck glänzende Strohsäcke aus ehemals streifigem Markisenstoff. Das Stroh drinnen war längst zu Pulver zerfallen, so daß sie eigentlich Säcken glichen. Sie waren an einigen Stellen schadhaft, und der Fußboden war bedeckt mit Häckselresten, die aus den schadhaften Strohsäcken rieselten. Sie verbreiteten einen üblen Geruch nach Schmutz und Schweiß. An der Wand neben der Tür hing eine »Pravila«, eine sogenannte Gefängnisordnung unter Glas in einem Holzrahmen. Dort machten wir die Entdeckung des Tages. Der Holzrahmen war an einer Ecke beschädigt. Das erklärte den Zugang der Wanzen, die zwischen Glasscheibe und Papier eingeklemmt und verhungert waren. Ungeziefer, ekelhaft! Uns drehte sich der Magen um.

»Ein Superhotel der Luxusklasse der Reisegesellschaft NKWD« bemerkte einer sarkastisch und heiterte uns etwas auf.

Welch ein Abstieg gegenüber Brest-Litowsk. Wir hatten ja nun schon einige Etablissements dieser Sklavenbeschaffungsorganisation NKWD kennengelernt, seit wir zu Untermenschen und Arbeitssklaven dieses Systems erklärt wurden, aber das hier in Gomel übertraf alle bisherigen Erfahrungen bei weitem.

Wir konnten nicht feststellen, ob sich noch weitere Gefangene außer uns in dem Bau befanden. Kontakt hatten wir nur mit unseren Bewachern. Jeder von uns hegte die Hoffnung, daß das auch nur eine Zwischenstation sein werde, denn soviel war uns schon klar geworden, daß wir offenbar etappenweise unserem Ziel – wo immer das sein würde – näher gebracht wurden. Dieser Aufenthalt in Gomel wird möglicherweise fahrplanbedingt zufällig gewesen sein, denn die Regel für die Gefangenentransporte in Rußland war: tagsüber Transport, nachts Unterbringung in irgendeinem Provinzgefängnis, immer offenbar streng nach Vorschrift.

Daß die Umstände so waren, wie wir sie antrafen, hing sehr wahrscheinlich mit der allgemein schlechten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Situation des russischen Vielvölkerstaates in diesem Gebiet zusammen, denn der Unterschied zur Situation der Gesamtbevölkerung war, wie wir noch erfahren sollten, gar nicht so groß.

Vor dem Abendessen wurden wir gruppenweise in den Toilettenraum geführt, der nach Exkrementen stank und ebenfalls unsauber und verkommen war. Für die Notdurft waren sogenannte Plumsklos vorhanden, das waren in den Boden eingelassene Löcher, auf die man sich hinbockte, um sein Geschäft zu verrichten. Daß da die Hälfte daneben ging, war gar nicht zu vermeiden, und dabei blieb es dann auch. Klopapier war nicht vorhanden. Die Waschbecken waren angeschlagene, emaillierte, gußeiserne Gestelle, die aus einer darüber angebrachten Metallrinne als wassergefülltem Reservoir durch Anheben eines Metallstiftes mit Rinnsalen von Wasser gespeist wurden. Seife, Handtücher oder Papier zum Abtrocknen gab es nicht.

Das sogenannte Abendessen bestand aus einer »Fischsuppe«, das war eine in heißem Wasser aufgeschlemmte Mischung aus Fischköpfen, Augen, Gräten und Innereien, eine milchig trübe Brühe, die eigentlich nur den Vorteil hatte, daß sie heiß war, was auch ihren hauptsächlichsten Kaloriengehalt ausmachte. Ab und zu war ein Stück Kartoffel zu entdecken, ein Schlangenfraß. Dazu gab es sogenannten »Tschai«, das heißt Tee. Damit sollte man jedoch nicht die Vorstellung von Tee im eigentlichen Sinne des Wortes verbinden. Es war lauwarmes Wasser mit dem Geschmack von Abwaschwasser.

Die Nacht wurde kalt und feucht. Da die Fensterrahmen keine Fensterscheiben enthielten, wurde es auch in der Zelle sehr kalt. Einige von uns hatten sich auf die Matratzen gelegt und verließen nach kurzem Schlaf fluchend die Stätte, weil ein Heer von Wanzen und Flöhen sich an ihnen gütlich tat. Ich hatte mich einfach in meinen Militärmantel auf das eiserne Rost einer Bettstatt gelegt. Aber auch ich konnte vor Wanzenbissen nicht schlafen. Es war eine Horrornacht.

Übernächtigt, hungrig und mit dem Gefühl, schmutzig zu sein, erwarteten wir den Morgen. Nach der sogenannten Waschprozedur gab es einen Kanten Schwarzbrot und wieder den vorzüglichen »Tschai«.

Danach öffnete sich Gott sei Dank die Tür dieses Verlieses, und wir wurden wieder auf den alten klapprigen LKW getrieben, der sich nach einigen vergeblichen Anlaßversuchen unter schrecklichen Flüchen des Fahrers in Bewegung setzte und uns zurück zum Bahnhof in unseren dort wartenden Gefängniswagen brachte. An diesem Tag waren wir richtig dankbar, wieder einsteigen zu dürfen, nur weg von hier, egal wohin, nur weg! (...)

Unsere Fahrt von Gomel verlief nun durch immer dichter besiedeltes Gebiet. Das nächste Etappenziel war Moskau. Am Abend erreichten wir einen etwas abgelegenen Gleisbahnhof dieser Stadt, der auf der Stadtseite von Wohngebieten umgeben war. Unsere Ausladung geschah hier im Gegensatz zu den vorherigen Etappen unter ganz besonderer Vorsicht von seiten unserer Bewacher. Offenbar existierten für diese Region Sondermaßnahmen, die eingehalten werden mußten. So wurden wir einzeln aus dem Waggon geholt und über die Gleise etwa 50 m auf eine Straße geführt, wo wir uns in einer Kolonne in Sechserreihen aufstellen mußten. Die Posten waren grünbemüht. Sie gehörten also zum Exekutivbereich des NKWD, und sie hatten ihre Revolver mit gespanntem Abzugshahn in der Hand, während sie uns einzeln führten. Eins war klar, sie hätten uns ohne Gnade erschossen, falls wir auch nur den Anschein einer Fluchtabsicht gezeigt hätten. Diese Entschlossenheit konnten wir in ihren kalten Augen lesen. Hitlers SS hatte in solchen sensiblen Fällen, wo KZ-Häftlinge mit der Bevölkerung in so engen Kontakt kamen, genau so gehandelt.

Obwohl mehrstöckige Wohnhäuser in Sichtweite waren, konnten wir keine Zivilisten auf der Straße oder an den Fenstern der Wohnungen entdecken. Sie waren sicher da, aber wir konnten sie nicht sehen. Sie hielten

sich bedeckt, doch wir waren überzeugt, daß die Aktion beobachtet wurde. (...)

Wir wurden in mehrere Gefängnisautos verstaut. Die Autos waren Kastenwagen und hatten einen abgeschlossenen mit zwei Bänken an den Längsseiten versehenen Ladebereich, in dem je sieben bis zehn Gefangene sitzen konnten. Die rückwärtige Seite war durch eine Doppelgittertür abgeschlossen, durch die wir die den Wagen begleitenden Posten beobachten und auch einen Blick nach rückwärts auf die durchfahrene Wegstrecke werfen konnten. Wir kamen zunächst auf verkehrsreiche breite Straßen und konnten erkennen, daß uns ein PKW mit Offizieren dauernd folgte. Danach fuhren wir auf weniger belebten Straßen entlang. Die Straßen waren schlaglochreich und die Häuser sahen ärmlich und verwahrlost aus. Sie waren ebenerdig und aus Holz gebaut. Der Übergang war sehr abrupt.

Sie fuhren uns offensichtlich nicht in die weltberühmte Lubjanka, das zentrale Strafgefängnis des NKWD, sondern in eine andere der vielen Gefängnisklitschen Moskaus. Nach einiger Zeit landeten wir in einem großen Gefängnishof, in dem es von Gefangenen nur so wimmelte.

Hunderte von ihnen standen in Trupps mit ihren Habseligkeiten und jeweiligen Bewachern auf dem Hof herum und warteten entweder auf den Abtransport oder auf eine Zuweisung in eine Sammelzelle.

Später erfuhren wir, daß es ein Sammelgefängnis war, das den Namen »krasnja presnja«, zu Deutsch »roter Sauerteig«, in der Gefangenen-sprache hatte. Es diente als Sammellager für alle möglichen Gefangentypen wie Kriminelle, Politische und sogenannte »Katorschane« (Kettensträflinge), die von hier aus auf die verschiedensten Strafregionen der Sowjetunion verteilt wurden. Eine Verteilungszentrale des GULag.

Offiziere und Mannschaften liefen laut gestikulierend mit Holztafeln, auf denen Namen von Häftlingen zusammengestellt waren, herum und stellten neue Kolonnen zusammen, indem sie Namen aufriefen und Gefangene von der einen Ecke in die andere schoben. »Dawai, rastiwaitza, itti sudda! (Los! Pack zusammen, geh dahin!) Gje eto, Scharfa, Gad, itti suda! (Wo ist dieser Scharf, diese Schlange, komm her!)«, hörte ich meinen Namen schreien.

Ich war erschrocken, aus der vertrauten Gruppe meiner Mitgefangenen herausgerissen zu werden, aber es half mir nichts. Einer der Wachhabenden packte mich und stieß mich in eine Gruppe von circa 15 wartenden Gefangenen, von denen ich der einzige Deutsche war. Es waren, wie sich später herausstellte, Ukrainer, Litauer und Letten. Es war mir zumute, als wäre ich erneut aus meiner Familie gerissen worden, meinen Kommilitonen konnte ich gerade noch von Ferne einen Blick zuwerfen. Sie blieben offenbar zusammen. Wir wurden abgeführt in das Innere des großen, weitläufigen Gebäudes und in eine Gemeinschaftszelle gesperrt. Die Mitgefangenen sprachen Russisch miteinander. Ich konnte zu dieser Zeit

noch zu wenig verstehen und fühlte mich zum Heulen einsam. Einige beäugten mich mit finsternen Blicken, andere gleichgültig. Ein älterer Grauhaariger fragt mich: »Nemjetz? (Deutscher?)« »Da (Ja)«, soviel konnte ich verstehen.

Die Zelle hatte wie üblich ein vergittertes Fenster mit Sichtschutz. Rechts und links von der dem Fenster gegenüberliegenden Tür waren doppelstöckige Holzpritschen durchgehend angebracht, auf denen ein paar Strohsäcke lagen. Die Wände waren getüncht.

Mit meinen deutschen Militärklamotten weckte ich offenbar bei einigen Ressentiments und Mißtrauen. Nur der Grauhaarige, er war ein Lette, sprach mich in gebrochenem Deutsch an und fragte, wo ich herkomme. Als ich ihm die Sachlage kurz erklärte, schaute er mich ungläubig an und deutete auf meine Militärklamotten. »Wenn Du kein Soldat warst, wieso trägst Du dann die Uniform?«

Selbst bei ihm verfiel dieser Klamottentrick der Tschekisten. Da ich mit 20 Jahren aber noch sehr jung und der Krieg ja immerhin schon sechs Jahre vorbei war, ließ er sich überzeugen und schenkte meinen Erzählungen schließlich Glauben. Er erklärte das dann in Russisch den übrigen Mitgefangenen, und einige von ihnen waren von diesem Moment an freundlicher zu mir. Später erklärte er mir die anfänglichen Aversionen der anderen.

Alle waren, wie ich übrigens auch, zu zehn Jahren Arbeitslager verurteilt; ausnahmslos auf Grund des damals geltenden §58 des sowjetischen Strafgesetzbuches. Entweder waren sie während des Krieges in deutschen Diensten oder sie waren Rotarmisten, die irgendwie wegen Verdacht auf Konspiration mit den Deutschen verurteilt wurden. Während des Krieges genügte es bereits, den Deutschen ein Schwein oder ein paar Hühner verkauft oder Deutschen den Weg gewiesen zu haben, um als Spion verurteilt zu werden. Meist wurden sie noch nach Jahren von einem Spitzel denunziert, das genügte zu ihrer Verhaftung.

Da die Deutschen oftmals die direkte oder indirekte Ursache ihrer Verhaftung waren, oder das jedenfalls so hingestellt wurde, war mir erklärlich, warum sie mich so finster angeblickt hatten. Jetzt war mir auch klar, warum man mich in diese Gruppe gesteckt hatte. Die übrigen meiner Kommilitonen wurden alle zu 25 Jahren verurteilt, ich als einziger unserer Gruppe zu zehn Jahren, das war wohl ausschlaggebend. Es ging schon ordentlich zu im NKWD. Ordnung muß sein. Auch hierin unterschieden sie sich nicht von der SS Hitlers.

## Etappenziel Polarkreis

Inzwischen hatte auch das NKWD gemerkt, daß ich einziger Deutscher in der Zelle war. Ob sie nun erkannten, daß sie ihren Trick mit den Militärklamotten nicht zu weit treiben sollten, oder ob sie befürchteten, daß mich meine Zellengenossen nachts aus Haß erwürgen würden – was immerhin einen Arbeitssklaven weniger bedeutet hätte –, jedenfalls kam plötzlich ein Wachhabender und fragte den Grauhaarigen, den er offenbar als Sprecher der Zellenbelegschaft anerkannte, ob ich in der Zelle bleiben oder verlegt werden sollte. Nach langem Palaver sagte ich, daß ich bleiben wolle, denn nochmal in eine fremde Gruppe allein wollte ich nicht, und der Grauhaarige schlug einen freundlichen, väterlichen Ton mir gegenüber an, der mir richtig guttat.

Die Nacht verging ohne Zwischenfälle. Morgens waschen, Plums klo, Frühstück – Brot und Marmelade –, dann plötzlich wieder ein Wachhabender, der meinen Namen in die Zelle schrie und mich aufforderte, meine Sachen zu nehmen. Dann öffnete sich die Zelle. Es war eine Sache von wenigen Minuten, so daß nicht mal genug Zeit für ein paar Abschiedsworte an die Zurückbleibenden möglich waren. Eine gerade begonnene menschliche Beziehung wurde wieder zerrissen, ein Prinzip, das das NKWD völlig unsensibel und mit Systematik betrieb. Gefangenen, die fortwährend ihrer gerade aufgebauten zwischenmenschlichen Beziehungen beraubt werden, wird der Boden für konspirative Zusammenrottung frühzeitig entzogen.

Auf dem Hof war eine große Truppe Gefangener angetreten. Ganz vorn erkannte ich meine Kommilitonen, die nach mir Ausschau hielten. Ich rannte zu ihnen, dankbar, daß ich den Anschluß an die vertraute Gruppe wiedergefunden hatte. (...)

Es hatte über Nacht geregnet, und es regnete auch jetzt noch in dicken schwarzen Tropfen, die in den Pfützen, die sich im Hof gebildet hatten, große Blasen warfen. Der Himmel war bedeckt, und dunkle Wolken fegten an ihm dahin. Neben unserer Kolonne waren große Fässer aufgestellt, aus denen jeder von uns einen großen Salzhering in die bloße Hand gedrückt bekam, dazu einen Kanten Brot von etwa zwei Kilo. Keiner von uns war darauf vorbereitet und hatte dementsprechend zur Verpackung oder Aufbewahrung eines solchen klebrigen salzigen Fisches vorgesorgt, denn offenbar sollte das unsere Reiseverpflegung darstellen. Damit war auch klar, daß wir ab jetzt nicht mehr an jedem Abend eines Reisetages damit rechnen konnten, in einem Gefängnis Station zu machen.

Kurzerhand nahm ich mein privates Unterhemd, was ich noch seit meiner Verhaftung bis hierher gerettet hatte, und wickelte den Hering darin ein, nachdem ich das anhaftende Salz und die Heringslauge, wie die meisten Häftlinge, in einer der großen Regenpfützen des Hofes abgewaschen

hatte. Manche machten sich auch diese Mühe nicht, den Fisch aufzubewahren, sondern aßen ihn auf der Stelle auf und warfen den Kopf und die Rückengräte in eines der inzwischen leeren Fässer zurück. Das Brot war besser zu verstauen und mitzunehmen. Die ganze Prozedur mag etwa eine Stunde gedauert haben. Danach wurden wir wieder zum Antreten kommandiert, und ab ging es zu Fuß an eine nahegelegene Gleisanlage.

Wir waren jetzt sehr viel mehr Gefangene als auf dem Transport bis Moskau. Während wir von der deutschen Grenze an ausschließlich Deutsche waren, so kamen jetzt viele Russen, Balten, Polen, Ungarn und Tschechen hinzu, zwischen denen sich unsere feldgraue Militäruniform seltsam abhob. Die meisten der Gefangenen hatten bereits Wattehosen und -jacken und trugen die Watteschapka, eine Kleidung, die sich als die Standardkleidung der Gefangenen entpuppte.

Die wenigsten trugen noch Reste von Zivilkleidung, und es stellte sich heraus, daß es diejenigen waren, die erst kürzlich in ihren Heimatländern verhaftet und wie wir auf ähnliche Weise in diesen »Roten Sauerteig« gelangt waren, während die meisten bereits einige Jahre in anderen Lagern der Sowjetunion verbracht hatten und aus irgendwelchen Gründen »umgesetzt« wurden. Diese waren es auch, die im Gegensatz zu uns Neulingen schon einschlägige Erfahrungen als Arbeitsklaven in der Sowjetunion gemacht hatten und als »alte Hasen« sehr viel gelassener als wir auf die Maßnahmen der Bewacher reagierten. Fatalistisch nahmen sie ihr Schicksal auf sich, während wir noch mit demselben haderten. Sie hatten bereits eine Verhaltensstrategie den Bewachern gegenüber entwickelt, die seltsamerweise von diesen auch akzeptiert wurde.

Wir wurden wieder in Gruppen aufgeteilt und gruppenweise in die Waggons eines Gefängniszuges eingeladen, der aus fünf oder sechs der üblichen Gefängniswagen bestand. Anders als bisher, wo wir in einzelnen Gefängniswagen an fahrplanmäßig verkehrende Züge angehängt wurden, bestand dieser Zug jetzt nur noch aus Gefängniswagen, ein Großtransport.

Jetzt erfuhren wir auch zum erstenmal den Zielort unseres Transportes. Ein Name, der uns zunächst überhaupt nichts sagte und den wir nie zuvor gehört hatten, der aber von den »alten Hasen« mit sorgenvoller Miene genannt wurde: »Workuta«.<sup>42</sup> (...)

42 Der Lagerkomplex Workuta, in der Komi-Republik gelegen, nördlich des Polarkreises, wurde in den 30er Jahren errichtet, um die Kohlevorkommen dort abzubauen. Mehrere hunderttausend Gefangene wurden zu diesen Arbeiten herangezogen. Die Zahl der Toten ist nicht bekannt, war aber sehr hoch, ehe sich ab circa 1950 die Lagerbedingungen langsam besserten. Unter jeder Eisenbahnschwelle von Moskau bis Workuta lägen zwei Tote, war eine stehende Redewendung der Häftlinge.

## Unser Transport zum Polarkreis

Unsere Fahrt sollte offenbar mehrere Tage dauern. Darauf deuteten sowohl die Größe der Brotration sowie der Salzhering hin, die wir beim Abschied aus dem »Roten Sauerteig« in Moskau bekamen, als auch die mit Liegepritschen ausgestatteten Gefängniswagen sowie die Belegung der darin befindlichen Zellen. Es waren nur so viele Personen im Abteil, wie Pritschen vorhanden waren.

In der Tat, unser Zug fuhr mit gemächlicher, aber gleichbleibender Geschwindigkeit durch die Vororte Moskaus, vorbei an Industrieanlagen, Wohngebieten und Gleisanlagen. Er gelangte schließlich in eine zweigleisige Trasse, die durch ländliche Gebiete führte. Ab und zu blieb er auf Gleisbahnhöfen längere Zeit stehen, um dann schließlich seine Fahrt wieder fortzusetzen.

Die begleitende uniformierte Wachmannschaft lief Posten auf dem Gang der Wagen und versorgte uns mit trinkbarem Wasser. Ins Gespräch kamen wir mit ihnen nicht. So waren wir auf Vermutungen angewiesen, wohin die Reise als nächstes ging. Etwa zwei Tage dauerte die Fahrt. Das Brot und den Fisch hatten wir längst gegessen, ohne Instrumente mit den Fingern, und wir stanken alle fürchterlich nach Fisch.

Schließlich hielt der Zug auf dem Bahnhof von Wologda, etwa 500 km nordöstlich von Moskau. Wologda war eine wichtige Eisenbahnrelaisstation des Polarkreises und der Industriegebiete Leningrads. Von Wologda waren es circa 1600 Eisenbahnkilometer bis Workuta, nördlich des Polarkreises.

Das Gefängnis in Wologda, in das wir gebracht wurden, sah aus wie eine mittelalterliche Burg mit Turm, Zinnen und einer hohen Mauer, die den Gefängnishof umgab. Burg und Mauer waren ockergelb gestrichen. Auch hier handelte es sich zum großen Teil um Lehmbauten. Im Inneren herrschte Sauberkeit, wenngleich die großen Gefängniszellen nur blankgeschauerte Holzpritschen und keine Strohsäcke enthielten.

Am Tage unserer Ankunft schien zeitweise die Sonne, es war Ende Mai 1951. Nachts allerdings wurde es noch empfindlich kalt, so daß wir uns in unsere Militärmäntel wickeln mußten. Wir konnten uns nur auf die nackten Holzpritschen legen. Wir froren sehr. Hier erwies es sich, daß unsere feldgraue Militärkleidung den Wattesachen der »alten Hasen« unterlegen war. Am Tage konnten wir den Zellenbau verlassen und uns im abgesperrten Gefängnishof bewegen. Gott sei Dank schien die Sonne, so daß wir uns an ihren Strahlen etwas erwärmen konnten.

Der Aufenthalt dauerte drei Tage. Während unseres Aufenthaltes traf noch ein Transport Gefangener ein, so daß sich auch Wologda wieder als ein Sammellager und eine Zwischenstation erwies. Während dieser Zeit konnten wir uns waschen, und uns wurde mit einem elektrischen Rasie-

rer Bart und Kopfhair geschoren, so daß wir am Ende wieder einigermaßen »zivilisiert« aussahen.

Die Weiterfahrt unseres Gefangenentransportes gestaltete sich ab jetzt völlig anders als bisher. Wurden wir bisher etappenweise mit in Rußland normalen Gefängniswagen von Gefängnis zu Gefängnis transportiert, so wurden wir jetzt auf normale Güterwagen umgeladen, in denen es zwei mit Holzplanken abgetrennte Ebenen gab. Außer der Hauptschiebetür gab es auf der oberen Ebene an den diagonalen Seiten zwei Schiebefenster, die allerdings einen so geringen Querschnitt hatten, daß ein Körper nicht hindurch kam.

Auf den Holzplanken lag loses Stroh, so daß wir eine fast komfortable Liegemöglichkeit hatten. Allerdings gab es keine Decken oder ähnliches. In der Mitte des Wagens war eine große freie Fläche, auf der ein Ofen installiert werden konnte, dessen Rohr man nur durch ein in der Decke vorgesehenes Loch zu führen brauchte.

In unserem Waggon mögen wir etwa 35 bis 40 Personen gewesen sein, eine Dichte, die für die russischen Großraumwagen als normal angesehen werden kann, wenngleich es ziemlich eng war. Für die Notdurft gab es einen Kübel, der von den Mitgefangenen auf Anweisung der von der Bewachung beauftragten Waggonältesten an bestimmten Haltestationen entleert werden mußte.

*Die nächsten 10 bis 12 Tage<sup>43</sup> fuhr der Zug durch eine gleichförmige, immer kahler werdende Landschaft, an die sich die Gefangenen langsam gewöhnten. (...)*

Dadurch, daß sich auch hier die Dinge stufenweise vollzogen, ging es leichter, so daß man selbst in so einer hoffnungslosen Situation, in der man wie ein Tier unter Tieren vegetiert, durchaus menschliche Beziehungen aufbauen konnte, die einem über Hürden hinweg halfen. Der Anpassungsprozeß mußte nur langsam vonstatten gehen! Hier war es von Vorteil, daß wir nie allein, sondern immer mit Menschen zusammen waren, die unser Schicksal teilten, ja, die zum Teil ein sogar weit schwereres bereits gemeistert hatten. Viele von den »alten Hasen« waren schon seit 1945 und länger in Gefangenschaft und von ihren Angehörigen getrennt. Teilweise wußten sie gar nicht mehr, wo sich ihre Kinder, Ehefrauen oder Eltern befanden, sie hatten seit Jahren keinen Kontakt mehr mit ihnen und wurden schon oft von einem Lager in ein anderes geschleppt. Viele kamen von den westsibirischen Kusbas-Kohlerevieren, die ebenfalls hauptsächlich von Strafgefangenen betrieben wurden. Bei ihren Angehörigen galten sie als verschollen. Wen regte es in der damaligen Sowjetunion schon auf, wenn jemand nicht wiederkam. Niemand in der sowjetischen Regierung kümmerte sich darum. Sie gehörten dem Gulag an, das war eine Welt für sich! Ein Staat im Staate. Da es keine demokratische Opposition oder ein

43 1996 benötigt der Zug für die Strecke knapp zwei Tage.

unabhängiges Justizwesen gab, war es leicht, individuelle Menschenrechtsverletzungen zu vertuschen. Die langjährigen Sklaven des Gulag machten uns gegenüber überraschenderweise einen gelassenen Eindruck – fast fatalistisch –, was zur Stabilisierung ihrer Psyche beitrug. Uns begegneten sie meist mißtrauisch, abweisend. Manche aber waren auch freundlich. Einige sprachen gebrochen Deutsch, und nach und nach konnten wir Schlaglichter ihres Schicksals erkennen. Einige waren während des Krieges in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen, also ursprünglich Angehörige der Roten Armee. Andere waren während des Zweiten Weltkrieges zivildienstverpflichtet bei deutschen Besatzungsbehörden. Wieder andere hatten als Partisanen gegen die Sowjets gekämpft, z.B. in den Wäldchen der besetzten Ukraine, oder waren mit der deutschen Besatzung in Zusammenhang gebracht und verurteilt worden. Ausnahmslos hatten sie 25 Jahre und fünf Jahre sogenannten »Ehrverlust«, wie es hieß.

Als wir erfuhren, daß sie zum Teil schon länger als sechs Jahre im Lager gearbeitet hatten, erinnerten wir uns an die Stunde der Urteilsverkündung in dem NKWD-Keller in der Bautzner Straße in Dresden. Wir waren damals der Meinung, die könnten das mit den 25 Jahren doch nicht ernst meinen, für das, was wir in Form des Besitzes dieser lächerlichen Zeitschriften »verbrochen« hatten. Jetzt wurde uns klar, daß sie es ernst meinten. Sie hatten uns aus der zivilisierten Gesellschaft herausgeschnitten und waren dabei, uns zum Sklavendasein auf Lebenszeit abzurichten.

Es ist überraschend zu empfinden, wie schnell man eine noch so trostlose und ungerechte Situation wie diese, wenn sie unausweichlich ist, wenigstens verstandesmäßig als normal anzusehen beginnt. Die Wachposten behandelten uns geschäftsmäßig. Wir waren verurteilt und in den Kanal des Gulag geschleust worden, also werden wir schon etwas ausgefressen haben, sonst wären wir nicht hier. Das war ihre primitive Logik uns gegenüber.

Israelische Freunde, die während des Hitlerregimes in Deutschen KZ's gelitten hatten, haben mir später von der »Banalität des Bösen«<sup>44</sup> berichtet, wie sie die Deutschen und ihr perfektes KZ-System empfunden hatten. Am Anfang des Kanals, in dem sie sich damals und wir uns nun befanden, stand das Verbrechen gegen sie, der Rechtsbruch ihnen gegenüber, indem »Gesetze« geschaffen wurden, die sie als Rasse diskriminierten, kriminalisierten und als minderwertig einstufen!

Die schmutzige Arbeit verrichteten damals wie heute die sogenannten »triggermen«, die Häscher der Gestapo, heute der Stasi – alles was folgte, geschah geschäftsmäßig, fast emotionslos. Man war im Behandlungskanal drin und damit den Verhaltensmustern ausgesetzt. So waren auch die Menschen, die uns bewachten, von unserer Schuld überzeugt. Sie waren

44 Hannah Arendt hat diesen Ausdruck für das System des Terrors im »Dritten Reich« benutzt.

weder willens noch in der Lage, über die Gründe zu reflektieren. »Du bist eine elende Schlange und ein Feind des Volkes«, war ihre stehende Redewendung, »und deshalb muß ich Dich bewachen«. Darin sahen sie ihre Bestimmung. (...)

Je weiter wir mit unserem Transport fuhren, um so stärker veränderte sich die Landschaft, die wir durchquerten. Menschliche Ansiedlungen waren nicht auszumachen. Waren es zuerst dichte, unberührte Wälder, die sich rechts und links der Eisenbahntrasse erstreckten, so bemerkten wir nach sieben Tagen Fahrt, daß diese Wälder sich zu lichten begannen. Die Dichte der Bäume – es waren hauptsächlich Fichten und Kiefern aber auch Mischwald – wurde immer geringer, und gleichzeitig wurden die Bäume kleiner. Plötzlich waren in den Lichtungen kleine Schneeflächen zu sehen, die mit der Zeit immer größer wurden und sich schließlich zu einer geschlossenen Schneedecke auswuchsen, unter der die Bäume, die jetzt die Größe von Büschen hatten, zugedeckt wurden. Es war der Beginn der Tundra, des Polargebietes jenseits der Baumgrenze.

Ende Mai 1951, als wir in Moskau losfuhren, hatte es geregnet, und die ersten warmen Sonnenstrahlen kündeten den kommenden Frühling an. Hier war eine geschlossene Schneedecke, der Himmel war verhangen, und ein eisiger Wind blies vom Norden durch alle Ritzen des Waggons. Schließlich überquerten wir einen riesigen Fluß, auf dem Eisschollen trieben – die Petschora. Während der Schneeschmelze trat er gewöhnlich weit über seine Ufer. Über die Brücke führte nur eine eingleisige Trasse auf einer langen Stahlkonstruktion.

Da die Ufer der Petschora nicht befestigt waren und im Umkreis von vielen hundert Kilometern keine menschliche Ansiedlung zu erkennen war, war sie der Flaschenhals, der Eintritt zu dem riesigen GULag-Strafgebiet Workuta. Jeder, der zu Lande das Gebiet verlassen wollte, mußte über diese Brücke, d. h. jede Flucht war illusorisch. Entsprechend wurde diese Brücke über die Petschora von Militärposten an beiden Ufern bewacht. Mit dem Überqueren dieser Brücke verschwanden wir in der Welt der Toten, im Hades des GULag. So war es uns vom stalinistischen NKWD zgedacht, und so geschah es. »Ihr, die ihr eintretet, laßt alle Hoffnung fahren!« Dantes alter Spruch traf auf diese Hölle zu. Verbissen saßen oder lagen die Männer auf ihren Holzpritschen. Einige der »alten Hasen« hatten Tränen in den Augen oder bekreuzigten sich. Alles das konnten wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht vollständig deuten, denn uns schützte noch unsere naive Unkenntnis, die reale Situation richtig einzuschätzen.

Während sich der Zug auf der eingleisigen Strecke dahinquälte, wurde das Wetter schlechter. Der kalte Wind wuchs zur Sturmstärke an, und graue Schneewolken jagten tief über das Polargebiet. Das Tageslicht wurde merkwürdig dunkel, und es begann zu schneien. Das ganze wuchs sich zu einem kräftigen Schneesturm aus, und von der Landschaft war nichts mehr zu sehen als ein weißer Schneevorhang. Obwohl es der Zeit

nach vormittags sein mußte, war es so dunkel, als wenn die Nacht herein brechen wollte, und die Kälte machte uns zu schaffen.

## Workuta – ein Gebiet der Sklavenlager

Irgendwann an diesem Tag sind wir dann angekommen. Der Zug hielt. Unsere Wagen wurden abgekoppelt und schließlich erneut rangiert. Endlich wurden die Waggontüren geöffnet, und wir sahen unsere Bewacher. Wir erkannten sie zunächst nicht wieder. Sie hatten dicke Felljacken an, die bis zu den Knien reichten. Die Füße steckten in hohen, nahtlosen Filzstiefeln, und auf dem Kopf hatten sie ihre Pelzschapka mit heruntergeklapptem Ohrenschutz. Die Hände waren mit Pelzhandschuhen geschützt und die Kalaschnikow geschultert.

Sie sahen auf den ersten Blick alle gleich aus, denn von den Gesichtern war nur wenig zu erkennen. Mit ihrer Kleidung waren sie ideal an das herrschende Klima angepaßt. Nicht dagegen wir. Mit unseren deutschen Militärklamotten froren wir erbärmlich. Ich hatte ja immer noch meine Halbschuhe, die ich bei meiner Verhaftung anhatte, an den Füßen. Es waren Lederhalbschuhe, die ich 1948 aus einem CARE-Paket aus Amerika bekommen hatte. Sie waren zwar recht fest aber dieser Situation in keiner Weise gewachsen. Meinen Kommilitonen ging es nicht anders. Mit lauten Schreien wurden wir von den Bewachern zum Aussteigen genötigt. Der Schneesturm hatte nachgelassen, und es war etwas heller geworden, aber immer noch war der Wind eisig und der Himmel in einem eintönigen grau. Wir mußten neben dem Waggon im knietiefen Schnee in Sechserreihen antreten. Sofort waren unsere Schuhe und Hosenbeine voll Schnee, der langsam durch die Körperwärme schmolz. Jeder trampelte sich so gut es ging eine feste Kuhle in den Schnee. Schließlich wurden die Kolonnen der einzelnen Waggons zusammengeführt.

Drei Posten liefen vor uns, vier jeweils an den Seitenflügeln und drei bildeten den Schluß. So ging es kolonnenweise durch den Schnee. Es war keine Wegmarkierung zu erkennen und kein Haus oder sonst etwas, was auf menschliche Besiedlung hätte schließen lassen. Es ging in eine graue, verhangene Dämmerung hinein. Gott weiß, wie lange wir durch den Schnee gestolpert sind.

Der Boden war hart, und der Schnee von der Kolonne vor uns festgetreten. So folgten wir dem Vordermann, unser Militärschiffchen bedeckte unsere kahlen Schädel, die wir in den Kragen des Mantels zu stecken versuchten, um uns vor dem Wind zu schützen, mit nassen, eiskalten Füßen, die Hände in den Taschen. Nur laufen, laufen, laufen!

Plötzlich erschien aus der grau verhangenen Wand ein Gitterzaun und ein ebensolches Tor. Dahinter stand ein Wachturm mit Posten. Die Kolonne blieb stehen. Neben dem Tor befand sich eine kleine Baracke mit

Uniformierten, die mit unseren Transportführern verhandelten. Innerhalb des Zaunes konnten wir in regelmäßiger Anordnung verschneite Baracken entdecken, aus deren kleinen Schornsteinen Rauchsäulen emporstiegen. Ein fast friedliches Bild. Zum erstenmal standen wir vor einem sowjetischen Lager. War das das Arbeitslager, in dem wir 25 Jahre verbringen sollten? Wieder die fast naive Frage, die sich uns da aufdrängte.

Inzwischen waren sich die Begleitposten und die Lagerbewacher wohl einig geworden, jedenfalls ging das Tor auf, und wir wurden hineingeführt. Es war kein Mensch zu sehen, obwohl das Lager bewohnt sein mußte, denn wie sollten wir sonst die Rauchsäulen aus den Schornsteinen vieler Baracken erklären. Das Wetter hatte sich beruhigt, und der Himmel klarte auf. Die Sonne schien für kurze Zeit ganz schräg und wärmte uns etwas mit ihren Strahlen.

Wir wurden gruppenweise auf leere Baracken aufgeteilt. Sie waren nicht geheizt, doch waren ein Ofen und Kohle vorhanden. Die »alten Hasen« begannen sofort Feuer zu machen. Niemand wußte, woher sie Streichhölzer oder Feuerzeug nahmen. Plötzlich loderte es in dem gußeisernen Ofen, und mit der Zeit wurde es warm in der Baracke. Keiner der später in die Baracke eintretenden Bewacher wunderte sich darüber, daß im Ofen Feuer brannte, noch fragte er danach, wer das Feuer gemacht hatte; sie nahmen es einfach hin.

Das war für uns eine neue, bisher unbekannte Erfahrung. So unterschiedlich die Einstellung der Bewacher den Gefangenen gegenüber gewesen sein mag – da gab es wie immer solche und solche –, niemals hat einer von ihnen von nun an versucht, durch persönliche Drangsale oder Schikane unser Schicksal zu verschlimmern. Sie hatten ihre Vorschriften, denen zuwider zu handeln Strafe zur Folge hatte, aber keiner der uniformierten Bewacher hat sich je als persönlicher Leuteschinder aus niedrigen Motiven gezeigt. Es hatte sogar den Anschein, daß gewisse ungeschriebene Gesetze zwischen Bewachern und Gefangenen existierten. Keine Einmischung in Angelegenheiten, die die Gefangenen untereinander hatten, solange keine Vorschriften verletzt wurden und, wie wir später erfahren konnten, solange die Arbeit getan wurde. (...)

Wir als Sklaven hatten plötzlich für dieses System einen Wert: das war unsere Arbeitskraft. GULag war die zynische Umkehrung der propagierten sogenannten Werte des »humanen« Sozialismus. Während im letzteren die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen wenigstens verbal verurteilt wird, wird genau das im GULag praktiziert. (...)

In der Baracke, die wir bezogen, waren doppelstöckige Holzpritschen rechts und links an den Längswänden angebracht. Der freie Raum in der Mitte wurde von einem langen rohen Holztisch mit zwei Bänken ohne Lehne rechts und links davon ausgefüllt. In Abständen standen einige Holznachtschränke vor den Pritschen, weiter gab es keine Möbel in dem Hauptraum. Der Hauptraum war durch einen Vorraum zu betreten, der

eine Waschvorrichtung und ebenfalls einen Tisch mit Bänken enthielt. Die Waschvorrichtung, die wir in jeder Baracke vorfanden, war immer von der gleichen Konstruktion. Sie bestand aus einem Holzgestell mit einer Blechrinne von 30 bis 50 cm Durchmesser, deren Ablauf in einem Eimer mündete. Darüber, etwa auf Augenhöhe, befand sich eine weitere Blechrinne, die in Abständen von 30 cm eine nageldicke Öffnung enthielt, die durch einen entsprechenden Stift verschlossen war. Diesen Stift konnte man mit der Hand anheben, so daß die Öffnung freigegeben wurde und Wasser ausfließen konnte. Das Wasser wurde aus einem Vorratsgefäß mit einem Schöpfer vorher dort hineingegossen. Auf diese Weise konnte man sich Hände und Gesicht mit Wasser benetzen. Außerdem ging es vom Vorraum durch eine Tür zu einem heizbaren Trockenraum, in welchem nasse Kleidungsstücke zum Trocknen aufgehängt werden konnten. Dieser Typ von Baracken war charakteristisch für alle jene Lager, die wir in Workuta kennenlernen sollten. Strohsäcke und Decken waren in dieser Baracke nicht vorhanden. Nach einiger Zeit wurden wir aufgefordert, in die Stalowaja (Kantine) zum Essenempfang zu gehen. Die Baracken waren miteinander durch Bretterfußwege verbunden, so daß man bei der Schneeschmelze einigermaßen trockenen Fußes von einer Baracke zur Stalowaja usw. gehen konnte.

Das Essen bestand aus einer Suppe und dem sogenannten »Kascha« (Getreidebrei), der mit Wasser gekocht und mit einem Fingerhut voll Sonnenblumenöl angereichert war. Dabei ergab sich das Problem, daß das Essen in Blechnäpfen geliefert wurde, aber ohne jedes Besteck. Uns wurde von den »alten Hasen« klargemacht, daß jeder Gefangene immer und zu jeder Zeit einen Löffel als »Bewaffnung« bei sich haben mußte, damit er zu jeder Zeit und Gelegenheit, wenn es etwas zu essen gab, entsprechend gerüstet war. Wo aber sollten wir einen Löffel oder ähnliches herbekommen? Geld oder ein Magazin, wo man etwas hätte kaufen können, gab es nicht. Der Rat, der uns von unseren erfahrenen russischen Mitgefangenen gegeben wurde, war, auf dem Müllplatz des Lagers danach zu suchen. Und so machten wir uns auf den Weg, nachdem wir diesmal so gut es ging mit den Händen gegessen und die Suppen aus der Blechschüssel geschlürft hatten.

Tatsächlich fanden wir auf dem Müllplatz einige Löffel, die wahrscheinlich von verstorbenen Gefangenen stammten. Einige waren zum Teil kunstvoll aus Holz geschnitzt und lackiert, andere waren aus Aluminium gesägt und gepreßt, offensichtlich in Handarbeit von irgend jemandem in einer entsprechenden Schachtwerkstatt angefertigt. Ich fand einen Alu-Löffel, der mich von da an während meiner ganzen Gefangenschaft immer und überall hin begleitete. Es war der einzige, sorgfältig gehütete Gegenstand, den ich mein Eigentum nannte.

Ich lernte auch, ihn immer und überall bei mir zu haben, denn es könnte ja unverhofft etwas zu essen geben. Unser Sinn richtete sich immer

deutlicher auf ausschließlich vegetative Bedürfnisse, das heißt, etwas zu essen zu erlangen. Das war eines der typischen Verhaltensmuster, die wir automatisch entwickelten, um zu überleben. Unsere Bedürfnisse reduzierten sich allmählich vollständig auf Essen und Schlafen.

Noch eine andere Beobachtung machten wir in diesem Lager. Die meisten Gefangenen hatten einen kahlgeschorenen Kopf und eine Gefangenennummer auf der Kleidung. Einige aber, die wir trafen – und das waren ebenfalls Gefangene – hatten zwar eine Gefangenennummer, aber volles Kopfhaar, wenn auch kurzgeschnitten. Die Kleidung dieser Personen sah wohlhabender aus. Sie hatten meist Lederstiefel anstelle von Filzstiefeln oder, wenn es die polare Kälte nicht zuließ, wenigstens Filzstiefel aus einem Stück gepreßt, also vom feinsten wie die Bewacher. Das allgemeine Sklavenvolk trug geflickte und abgelaufene Filzstiefel.

Ihr Auftreten war herrisch, und sie genossen bei den uniformierten Bewachern und bei dem gemeinen Gefangenenvolk große Autorität, denn sie hatten einen sogenannten »Natschalnik«-Status, d. h. sie erfüllten die Voraussetzung von Führungskräften in der Organisation des Gulag für den Abbau der Kohle in diesem Gebiet. Sie waren für den Sowjetstaat die Garantie, daß das Soll an zu fördernder Kohle eingehalten wurde und dafür, daß das gemeine Gefangenenvolk ans Arbeiten gebracht wurde. Dafür hatten sie gewisse Privilegien. Meistens rekrutierten sie sich aus der Gruppe der sogenannten »Blatnoi«. Das war jene privilegierte, aus Berufsverbrechern bestehende Kaste in jedem Lager, die das Sagen und Organisieren unterhalb der Ebene der uniformierten Bewacher ausübte. Sie konnten sich zu jeder Zeit genügend Essen beschaffen lassen. Sie schliefen zwar mit in den Baracken, hatten dort aber meist einen abgeteilten Schlafplatz und oftmals ein richtiges Bett. Sie »arbeiteten« in der Lagerverwaltung, wenn ihre Intelligenz es zuließ, oder sie hatten im Schacht die bequemsten Arbeitsplätze, an denen nicht viel zu tun war – d. h. die sogenannten Drückebergerposten –, und sie hatten Verbindung außerhalb des Lagers zu den sogenannten »Freien«, die ihnen auch fast jeden gewünschten Gegenstand oder Leckerbissen, z. B. Schnaps, Tabak etc., besorgen konnten. Das NKWD sah über diese Dinge hinweg, solange sie ihre Funktion als Antreiber und Organisatoren der Arbeit erfüllten. Da sie das wußten, waren sie in den Lagern die schlimmsten Unterdrücker und damit ein Teil der staatlich geschulten Suppression für die Masse der Gefangenen. Sie waren den sogenannten Kapos der Hitler-KZ's ähnlich.

Der Grund ihrer Anwesenheit in diesem ersten Lager, das, wie wir schließlich feststellten, selbst kein Schachtlager war, sondern nur eine Art Verteilungsfunktion von frisch angekommenen Gefangenen auf die eigentlichen Schachtlager besaß, stellte sich bald heraus. Sie musterten die Angekommenen und schacherten untereinander um die kräftigsten und leistungsfähigsten Schachtarbeiter für ihre Brigaden bzw. Schachtlager. Sie waren also aus den verschiedensten Schachtlagern hierher gebracht wor-

den, um für ihren Schacht »Leute« aus dem angelieferten »Material« zu organisieren. Es war so ähnlich wie auf dem Forum Romanum im antiken Rom, wo die Sklaven verkauft wurden. Alles das ging sehr rasch und ohne daß wir die Einzelheiten mitbekamen, so daß unsere Verweilzeit in diesem Verteilungslager nur kurz war.

Offenbar wurde unsere Gruppe von neun Leipzigern für den sogenannten 9./10. Schacht auserkoren, und so ging es nach wenigen Tagen auf »Etappe«, wie ein Transfer von einem Lager zu einem anderen in der Lagersprache genannt wurde. Das Schachtlager 9/10 in Workuta war ein sehr großer Musterschacht, in dem ungefähr sechs- bis achttausend Gefangene zwangsweise arbeiteten. Das erste, was uns in diesem Schacht widerfuhr, war die Neueinkleidung. Unsere alten und für dieses Polarklima ohnehin völlig unzureichenden Klamotten der ehemaligen deutschen Wehrmacht wurden gegen die übliche Lagerkleidung ausgetauscht. Diese bestand jetzt nebst grober Unterwäsche aus einer wattierten Hose, einer ebenfalls wattierten Unterjacke, der sogenannten »Telogrega« und einer Überjacke, der sogenannten »Buschlat«. Weiterhin aus einer »Schapka«, einer mit hochklappbaren Ohrschützern versehenen wattierten Mütze, und Filzstiefeln nebst klobigen Fausthandschuhen. Alle Sachen waren bereits mehrfach getragen und mit Flickern besetzt, also zweite oder dritte Wahl; die Filzstiefel waren bereits abgelaufen und geflickt, aber sie genügten wenigstens einigermaßen dem Polarklima, in dem wir lebten, und boten guten Schutz vor den rauen Schwankungen des Wetters um diese Jahreszeit.

Jetzt waren wir äußerlich von den schon seit längerer Zeit im Lager befindlichen Gefangenen nicht mehr zu unterscheiden. Außerdem wurden wir registriert und bekamen eine Gefangenennummer auf das rechte Hosenbein und auf die linke Brustseite des Buschlat. (...)

Wir wurden einer Baracke zugeteilt, bekamen auf einer Holzpritsche einen Matratzensack, der mit Holzspänen gefüllt war, und eine Decke. Als Kopfkissen dienten der zusammengefaltete Buschlat und die übrigen Kleidungsstücke. Geschlafen wurde in der Unterwäsche. Da es sich um ein Lager zu einem Steinkohleschacht handelte, wurde von den Gefangenen immer für genug Abfallkohle gesorgt, so daß die Baracke meist gut beheizt war. Dafür sorgten einige Invaliden, deren einzige Aufgabe darin bestand, für die Sauberkeit der Baracke und die Bedürfnisse der Belegschaft zu sorgen, dafür brauchten sie nicht im Schacht oder auf dem Holzplatz zu arbeiten.

Das 9./10. Schachtlager und das dazugehörige Schachtgelände lagen nahe beieinander. Das war durchaus nicht überall so. Manchmal mußte die Schachtbelegschaft mehrere Kilometer zwischen dem Schachtlager und der dazugehörigen Schachtanlage durch die Tundra laufen, ganz gleich, welches Wetter herrschte. Es gab zur damaligen Zeit im Gebiet von Workuta circa 30 Schächte, deren Abraumberge in der flachen Tundra

dem Betrachter von fern wie die Rücken vorweltlicher Riesenechsen anmuteten. Zu jedem Schacht gehörte ein Gefangenenlager von im Durchschnitt circa 3 000 bis 4 000 Personen je nach Schachtgröße, die in drei Schichten die Schachtbelegschaft über und unter Tage stellten.

Die Lager waren, was die Organisation betraf, autonom, lediglich die Bewachung, die Zählkontrolle und die offizielle Vertretung des Lagers gegenüber dem NKWD wurde von Uniformierten besorgt. Diese waren zum Teil aus Trainingslagern der Roten Armee, wo in der Tundra eine Winterausbildung absolviert werden mußte, und zum Teil aus einem permanenten NKWD-Lagerpersonal (zum Beispiel der Politoffizier und seine Mannschaft sowie der Lagerkommandant) zusammengestellt. Die Bewegung von Gefangenen außerhalb des Lagers oder des Schachtgeländes wurde ausschließlich durch mehrere uniformierte Posten mit blanker Waffe und zum Teil mit Wachhunden eskortiert. Hierin unterschieden sich die Regimelager<sup>45</sup> von denen der Kriminellen, die sich außerhalb meist mit nur einem Wachposten als Gruppe frei bewegen konnten. (...)

Das Klima in Workuta war der geographischen Lage entsprechend. Von einem Jahr waren neun Monate Winter und drei Monate, in denen sich Frühling und Schneeschmelze, Sommer und Herbst zusammendrängten. Aufgrund der geographischen Lage gab es im Winter die Polarnacht. Das heißt, es war auch am Tage dunkel. Nur gegen 10 oder 11 Uhr vormittags wurde es kurz hell, meist grau verhangen, um dann gegen 14 Uhr wieder völlig dunkel zu sein. Im Sommer dagegen war es 24 Stunden hell. Auch gegen Mitternacht sank die Sonne nur bis zum Horizont, um von dort wieder aufzusteigen. Die Temperaturen sanken im Winter oft auf -40°C ab, aber meist waren sie zwischen -25 und -30°C. Wenn der Wind über die Tundra fegte, gab es oft Schneesturm, und man mußte im Freien Gesichtsmasken tragen, um Erfrierungen im Gesicht zu vermeiden. Im Sommer war es zwar 10 bis 20°C warm, aber der Wind wehte vom Eismeer meist sehr kalt, so daß es ganz selten vorkam, daß man sich ohne seine Wattesachen im Freien bewegen konnte. Höchstens einmal im Windschatten der Baracke war es möglich, sich etwas in die wärmende Sonne zu setzen, wenn man Zeit dazu hatte. Denn jede freie Minute außerhalb der Arbeitszeit wurde allgemein mit Schlafen verbracht. Für den Gefangenen gab es nichts als die ewige Mühle: Essen - schlafen - arbeiten - essen - schlafen - arbeiten - tagaus, tagein. Es gab keinen Sonntag oder Feiertag, sondern lediglich die Einrichtung des sogenannten »Wichotneu«, das heißt, daß man jede siebte Schicht in der Baracke bleiben konnte, wenn die Brigade zur Arbeit angetrieben wurde. Man konnte dann eine Schicht zusätzlich schlafen. »Wichotneu« bedeutete soviel wie »Ausgang« - ein Zynismus.

45 Regimelager, d. h. Lager mit verschärfter Haftordnung, wurden 1948 eingeführt. In ihnen waren politische Gefangene untergebracht.

Unsere Studentengruppe wurde zunächst im Hausbau in der Stadt Workuta selbst eingesetzt, in der Nachtschicht. Die Nachtschicht begann um 10 Uhr abends und ging bis 6 Uhr früh. Die Tagesschicht begann um 6 Uhr früh bis 14 Uhr mittags und die Spätschicht von 14 Uhr bis 22 Uhr. Gearbeitet wurde jeweils acht Stunden vor Ort. An- und Abmarschzeit waren zusätzlich, so daß man in der Regel etwa zehn Stunden vom Lager abwesend war. Die verbleibenden 14 Stunden im Lager teilten sich auf in Schlafzeit und Essenzeit sowie Zählungen. Essenrationen gab es zweimal, bei der Rückkehr von der Schicht und nach der Schlafperiode vor Beginn der nächsten Schicht. Die Zählung war vor der Schlafzeit angesetzt. Das hieß in der Praxis, in der Zeit, in der man hätte schlafen können, mußte man zunächst die Zählung über sich ergehen lassen. Hierzu mußten alle Bewohner einer Baracke außerhalb antreten, bei jedem Wetter übrigens. Dann erschien ein uniformierter Bewacher mit Namenskarten, die er laut vorlas. Derjenige, dessen Name genannt wurde, mußte »jest« (anwesend) schreien und konnte in die Baracke gehen. Dort mußte man solange warten, bis die Zählung beendet war. Andernfalls riskierte man, wenn man sich zu früh zum Schlafen legte, bei irgendwelchen Unstimmigkeiten wieder aufstehen zu müssen, da die Zählung wiederholt werden mußte. In diesem Falle begann die beschriebene Prozedur von neuem. Geweckt wurde durch einen gefangenen Hilfsbremsler, der zu gegebener Zeit in der Baracke herumschrie, bis auch die letzten aufgewacht waren. Die meisten rannten dann ungewaschen und schlaftrunken in die »Stalowaja«, um die Mahlzeit einzunehmen.

Die Güte der Mahlzeiten richtete sich nach der Erfüllung des Arbeitsolls der Brigade. Es gab drei »Kessel« ansteigender Qualität und Quantität für Arbeiten über Tage und drei entsprechende »Kessel« für Arbeiten unter Tage, also für Schachtbrigaden. Jede Brigade und erst recht jeder einzelne Gefangene war daran interessiert, den höchsten, d.h. den jeweiligen dritten Kessel zu erhalten. Da das mit dem Erreichen des gesteckten Arbeitsolls zusammenhing, war diese Tatsache ein klug eingefädelter Antriebs- und Motivierungsdruck, der auf den Gefangenen durch die Gefangenen lastete. Sklavenarbeit für Essen! Ein klassisches System der Sklaverei, was jetzt aber industriell betrieben wurde.

Die Verpflegung war immer von der gleichen Art. Erst eine Suppe, die vorzugsweise aus in Wasser aufgeschlammten Kartoffelstückchen oder Fischteilen bestand. Dann wieder »Kascha« und als Zugabe ein Stück gebratenen Fisch oder häufiger rohe Heringsbrut, das sind kleine fingerdicke Fischchen, die roh verzehrt wurden. Morgens gab es einen Kanten Brot, dessen Gewicht auch von der Kesselqualität abhing, das heißt vom Arbeitserfolg. Das Brot war schwarz und klunschig. Alle 14 Tage gab es eine Portion Zucker, die meist gegen Tabak eingetauscht oder sofort aufgegessen wurde. Dazu heißes Spülwasser, sogenannten »Tschai« (Tee) als Getränk. So ging das alle Tage. Der Kaloriengehalt der Nahrung war so

niedrig, daß bei der schweren Arbeit niemand ohne zusätzliche Happen lange existieren konnte. Die meisten magerten ab und brachen irgendwann zusammen. Dann wurden sie sieben Tage im »Stationar« – der Krankenstation – aufgepäppelt, vorausgesetzt, es bestand die begründete Hoffnung, daß derjenige hinterher wieder voll arbeitsfähig wurde. War das nicht der Fall, so landete man in der Invalidenbrigade, das heißt man konnte sich ausrechnen, wann man in der Tundra landete. Die Toten wurden in der Tundra ohne Sarg verscharrt. Die Invalidenbrigade besorgte das mit Routine. Viele der Invaliden hatten so das Privileg, den Platz für das eigene Grab vorher auszumachen.

Es war klar, daß der eigentliche Wert, den wir für das Sklavensystem hatten, in unserer Arbeitskraft bestand. Die gesamte Organisation des NKWD und die Vorkehrungen des autonomen Systems des sogenannten GULag bestand darin, diese Arbeitskraft abzuschöpfen und für seine Zwecke einzusetzen. Als Individuen bedeuteten wir nichts, waren wir eine Unperson, eine Nummer, die wir sichtbar auf Brust und Oberschenkel trugen. Wir hatten keine menschlichen Gefühle und keine Bedürfnisse zu haben, nur als Arbeitssklaven in einer industriellen Arbeitskraftverwertungs- maschinerie zu funktionieren. Das ganze sollte »freudig« und »selbstlos« geschehen. Das heißt, die Häscher und Menschenschinder erwarteten von uns, daß wir das System, das uns quälte, lieben sollten. Das erinnerte sehr stark an den gleichen Ausspruch, den die SS an die Häftlinge in Hitlers KZ's richtete. Immer war das mit einer zynischen Pseudo-Moralität verbunden, das heißt, die vorher kriminalisierten Gefangenen wieder auf einen »besseren« Weg zu bringen.

Unser Einsatz im Hausbau in der Stadt Workuta, die seit den vierziger Jahren aus der Tundra gestampft wurde, beschränkte sich auf grobe Erdarbeiten zur Erstellung der Fundamente. Da der Erdboden in diesen geographischen Breiten metertief gefroren ist, mußten die Fundamente über zwei Meter abgesenkt werden, um bei Klimaschwankungen eine genügende Stabilität zu gewährleisten. Unser erster Einsatz erfolgte in der Nachtschicht in einem Neubaugebiet Workutas, das man mit einem Fußmarsch von einer Dreiviertelstunde vom Schacht 9/10 aus erreichen konnte. Zu der Baustelle, die später mal ein »Kino« werden sollte, wurden wir in einer Kolonne von circa 70 Gefangenen geführt, in denen wir Deutschen wieder eine verschwindende Minderheit darstellten. Die Kolonne wurde von acht bis zehn bewaffneten Uniformierten geführt, die uns vor Beginn des Marsches mit stereotypen Worten auf das Risiko eines Fluchtversuches aufmerksam machten. Das war eine Routineprozedur, die bei allen ähnlichen Gelegenheiten immer wieder gleich verlief. Sie wiesen uns an, in Sechser-Reihen und in der Spur des Vordermannes zu gehen. Jeder Schritt nach rechts oder links würde als Fluchtversuch gezählt und sie, die Posten, würden ohne Anruf von der Waffe Gebrauch machen. Am Schluß dieser Tirade brüllte der Sergeant, ob wir das verstanden hätten, und die Kolonne

brüllte zurück: »Jasno (klar)!« Dann ging es los. In der vorderen Reihe marschierten die sogenannten »Brigadiere« (die Hilfsdiener), die den Weg bestens kannten und hinterher die Kolonne der Arbeitssklaven. Die Alten und Schwächeren hinten, die Jüngeren und Kräftigeren vorne.

Die Baustelle wurde mit offenen Feuern etwas erhellt, sonst war es stockdunkel. Nur der Mond oder das Nordlicht gab einen schwachen Lichtschein. In regelmäßigen Abständen befanden sich durch Holzgerüste markierte Erdlöcher von 1,50 x 3 m, die unterschiedlich tief waren. Wir wurden zu zweit auf je ein solches Loch verteilt und mit Spitzhacke und Schaufel ausgerüstet. Unsere Aufgabe bestand darin, das Loch tiefer zu graben und den Aushub mit einer Holzkarre auf ein benachbartes Grundstück abzufahren. Unser Loch war bereits über zwei Meter tief. Eine Grubenlampe erhellte die Szene im Innern etwas. Zunächst mußte man mit der Hacke den steinhart gefrorenen Boden lockern und dann mit der Schippe den Aushub herausschaufeln.

Ab und zu kam der Brigadier mit einer Meßlatte, um den Fortschritt festzustellen. Es war in seinen Augen immer zu wenig, weshalb er uns mit Flüchen zur intensiveren Arbeit antrieb. Das war seine Aufgabe. Ansonsten hielt er sich meist mit den anderen Privilegierten in der Nähe eines wärmenden Feuers auf. Von dort aus hatte er auch den besten Überblick über diejenigen Arbeitssklaven, die sich nach seiner Meinung dort zu lange aufwärmten. Da er mit seiner Meßlatte immer an der gleichen Stelle maß, machten wir diese Ecke abweichend vom restlichen Niveau immer etwas tiefer, um größere Arbeitsleistung vorzutauschen. Das war die Rache der Rechtlosen gegenüber dem Zwangssystem. Alles was ich in Rußland kennengelernt habe, basierte auf dem gleichen Prinzip: zwingen und gezwungen werden. Keiner tat etwas freiwillig. Das Resultat der Arbeit war dann auch entsprechend. Da er nie selbst in die Grube stieg – viele von den Peinigern waren schon bei dieser Gelegenheit erschlagen worden, im Sinne des Gefangenenjargons »verunglückten« sie, nahm der Boden langsam die Form einer schiefen Ebene an, da andere Schichten sich ähnlich verhielten. Bagger oder andere Baumaschinen habe ich nie gesehen. Alles wurde von Hand gemacht. Lediglich einige klapprige LKW's fuhren Baustoffe hin und her. (...)

Die acht Stunden zogen sich endlos hin. Abwechselnd schippte und hackte der eine von uns, während der andere mit der Karre den Aushub abfuhr. Die letztere Tätigkeit war attraktiver, man befand sich auf der Oberfläche und konnte laufen. Auf dem Wege kam man an verschiedenen offenen Feuern vorbei und konnte sich für kurze Zeit daran etwas wärmen. Allerdings nur unter den Augen des Brigadiers, der einen schon bald wieder an die Arbeit trieb. Dadurch, daß wir uns abwechselten, kam also jeder in den Genuß, sich am Feuer zu wärmen. Die nächtliche Szene war gespenstisch, die Feuer, die im eiskalten Wind flackerten, die Schuttkarren der Gefangenen und das Fluchen der Brigadiere. Von Ferne hörten wir ab

und zu das Signalhorn der Lokomotiven über die Tundra schallen. Es klang uns in den Ohren, wie das Geschrei von tausend unglücklichen Schweinen. Wir fühlten uns verloren, und das Heimweh packte uns. Wir froren und schwitzten zugleich. Lehmverschmiert, hungrig und übermüdet haben wir jede Schicht eher überstanden als darin konstruktiv gearbeitet. Wie geht es wohl den Eltern zu Hause? Wissen sie, daß wir hier sind, daß wir überhaupt am Leben sind? Was für ein Leben. Ab und zu, wenn wir einen Deutschen beim Abkarren des Drecks trafen, sprachen wir ein paar Worte miteinander. Wie lange sollten wir das hier machen. 25 Jahre lang? Es dauerte nicht lange, dann trieb uns das »dawai, dawai« des Brigadiers wieder zur Arbeit. Die Erfüllung des Solls hatte noch einen Helfer, die Kälte. Je näher der Morgen kam, um so kälter wurde es, und so mußte man sich warm arbeiten, um nicht erbärmlich zu frieren.

Endlich kam das Signal zur Arbeitseinstellung. Wir arbeiteten immer acht Stunden vor Ort, ohne eine offizielle Pause, ohne Verpflegung oder nur etwas Warmes zu trinken. Wir wurden aufgefordert anzutreten, und so ging es sang und klanglos, ermüdet und mit Dreck verschmierten Klamotten dem Schachtlager entgegen. Der neue Tag war bereits angebrochen, als wir den Schacht 9/10 erreichten. Dort erwartete uns ein Kanten Brot und ein »Talon« (Bon) für die »Stalowaja« (Kantine). Alles was es zu essen gab, aß man sofort auf. Nach der Zählung wurden die Sachen in der »Suschilka« (Trockenraum) der Baracke abgegeben, und ab ging es auf die Pritsche. Schlaf hieß nicht nur Erholung, sondern bedeutete auch zu vergessen und auszusteigen aus der bedrohlichen Realität. Es passierte häufig, daß man aufwachte und der Alptraum entpuppte sich als Wirklichkeit.

Es mögen etwa vier Wochen in das Land gegangen sein, es war Ende Juni 1951. Die Schneeschmelze setzte langsam ein und verwandelte die Baustelle in einen Morast.

Wenn wir vor Schichtbeginn unsere Wattesachen aus der »Suschilka« (Trockenraum) der Baracke holten, so waren sie zwar trocken, aber steif vor Dreck, und wir hatten Mühe, wenigstens den größten Dreck herauszuklopfen. Sind die Wattesachen einmal naß gewesen, so klumpt die Watte in den Steppnähten zusammen, so daß die Kälte nicht mehr so gut abgehalten wird. Eine Garnitur zum Wechseln hatten wir nicht! Hinzu kam, daß die meisten Fundamentlöcher sich mit Schmelzwasser füllten und wir nicht nur den nassen und besonders schweren Schlamm herausschaukeln mußten, sondern auch die ganze Schicht nasse Füße hatten. Morgens auf dem Heimweg war es oft empfindlich kalt, so daß wir erbärmlich froren, bis wir die Baracke erreichten.

Jeder im Lager erkannte uns an unseren dreckigen Klamotten als die »Bauarbeiter«, und wir beneideten häufig die »Schachtarbeiter«, die oftmals eine zweite Wattegarnitur besaßen und auch sonst im Lager sehr geachtet und bevorzugt wurden. Gehörte man zu einer guten Brigade, die

das Soll regelmäßig erfüllte, gelangte man sogar zu öffentlicher Anerkennung, da diese Brigaden an dem Wandzeitungsbrett des Schachtes in der Nähe des Lagerplatzes gelobt wurden. (...)

Nach mehreren Wochen, es muß im Juli 1951 gewesen sein, zeichnete sich ab, daß man uns nicht ewig in der Baubrigade beschäftigen wollte. Man brauchte jungen Nachwuchs im Schacht, der Bautrupps war etwas für alte verbrauchte Gefangene und Invaliden. So stellte man uns drei Tage frei für eine »Schulung« als »Schachtjor« (Kumpel unter Tage). In dieser Zeit wurden wir mit etwa 150 neu angekommenen Gefangenen in einem Nebenraum der großen »Stalowaja« in die Kunst des Kohleabbaues eingewiesen. Verdiente Schachtarbeiter des Volkes versuchten uns in russischer Sprache über Arbeitsweise und Sicherheit im Schacht zu unterweisen. (...)

Während der Unterrichtung wurden wir von »Desjatniks« anderer Schächte gemustert, die offenbar extra zu diesem Zweck in den 9./10. Schacht gekommen waren. Sie waren überaus freundlich zu uns. Einer hatte es offenbar auf mich abgesehen, denn er umschmeichelte mich mit Freundlichkeit. Er redete auf mich ein, und ich verstand ihn nur zum Teil. Er erzählte nur von gutem Essen und wollte von mir irgendeine Antwort auf eine Frage, die ich nicht verstand. Um ihn loszuwerden sagte ich: »Da« (ja), worauf er mir die Hand gab.

Ein verhängnisvoller Handschlag, wie sich einige Tage später herausstellte. Denn ich wurde plötzlich von meinen Leidensgenossen wieder getrennt, mußte meine Habseligkeiten zusammennehmen und wurde zu einer Gruppe von Gefangenen geführt, die offenbar auf »Etappe« gehen sollte. Es waren etwa sechs Mann und zwei Uniformierte sowie der Typ, der mir den Handschlag gegeben hatte. Seine Freundlichkeit war plötzlich wie weggeblasen. Er fluchte erbärmlich und versuchte, uns noch vor den Uniformierten anzutreiben. Da ich ahnte, daß ich in ein anderes Lager verschleppt werden sollte, machte ich noch den untauglichen Versuch, den Uniformierten mit den wenigen russischen Worten, die ich konnte, klar zu machen, daß ich im 9./10. Schacht bleiben wollte, weil da ja auch meine Freunde waren. Doch vergeblich, sie winkten nur ab und traten mich in den Hintern, »dawai, dawai!«

So ging es zum Haupttor und dann zu Fuß auf einen langen Marsch. Es mögen 6 bis 8 km gewesen sein. Unsere Führer hielten auf einen riesigen Abraumberg zu, neben dem sich ein Lager befand. Es war ein kleines Lager, viel kleiner als das 9./10. Schachtlager. Wie ich später erfuhr, war es der 11. Schacht. Die Belegschaft des Lagers bestand aus nicht mehr als circa 500 Personen. Auch der Schacht war klein, wie ich am nächsten Tag erfahren sollte. Für den Ankunftstag wurden wir einer Baracke zugeteilt, die unweit vom Lagertor parallel zur Lagerstraße stand. Sie war größer als die, die ich bisher kannte, und machte einen sauberen Eindruck. Einige Matratzen, so konnte ich erkennen, hatten sogar weiße Laken, ein völlig ungewohnter Anblick.

Die Belegschaft der Baracke war wohl auf Schicht, denn es waren nur wenige Gefangene in der Baracke. Ich fühlte mich fremd. Wieder einmal war ich aus einer vertrauten Umgebung gerissen worden und mußte mich in einer völlig fremden Umgebung zurechtfinden. Unter den wenigen Personen in der Baracke fiel mir ein älterer Mann mit sympathischen Gesichtszügen auf, dessen Haar wohl ursprünglich weiß gewesen sein mußte, denn seinen kahlen Schädel bedeckte ein weißer Flaum. Er sprach mich freundlich an und wies mir eine Schlafpritsche zu. Als ich ihm auf Russisch dankte, fragte er mich auf deutsch: »Bist Du Deutscher?« Er sprach ein perfektes Deutsch, so daß ich zunächst glaubte, er sei ein Landsmann. Meine diesbezügliche Frage verneinte er jedoch, aber er blieb weiterhin sehr freundlich zu mir, während die übrigen Gefangenen sich eher abweisend verhielten. Es fiel mir auf, daß das Stimmungsklima hier nicht so gut war wie im 9./10. Schacht, aus dem ich kam. So etwas spürt man direkt, ohne daß man sagen könnte warum. Dieser kleine Schacht lebte und existierte offenbar nur wegen der Sollerfüllung und wurde so geduldet. Einzelheiten wurden mir später klarer.

Gegen Abend kam die Brigade, der ich zugeteilt war, von der Tageschicht aus dem Schacht zurück. Alle stürmten herein, schnappten sich ihre Portion Brot, beäugten mich argwöhnisch und verschwanden gehetzt und ohne Gruß oder Frage in die »Stalowaja«. Vor dem Zählen kam ein aufgeblasener Blatnoi, der offenbar hier den »Desjadnik« spielte, mit Lederjacke und Lederstiefeln in die Baracke und schrie laut meinen Namen. Es war ein grobschlächtiger Typ mit breiten asiatischen Gesichtszügen. Neben ihm stand ein Russe, soviel konnte ich schon erkennen. Er war ebenfalls für Lagerverhältnisse gut gekleidet. Der »Desjadnik« redete auf mich ein und versuchte mich offenbar seinem Begleiter vorzustellen. Dieser verzog sein Gesicht zu einem kühlen Lächeln, indem er mich von oben bis unten durchdringend anschaute. Mir gefiel sein Blick nicht, er war kalt und abschätzend. Schließlich sagte er in gebrochenem Deutsch zu mir: »Morgen früh, na raboti (zur Arbeit)!« Damit ließ er mich stehen. Weitere Instruktionen hatte er nicht für mich. Während die meisten der Brigade sich anschickten, schlafen zu gehen, suchte ich nach dem freundlichen Alten, denn ich brauchte seine Nähe in dieser kalten Umgebung. Von ihm erfuhr ich Einzelheiten. Er machte mich schonend darauf aufmerksam, daß ich in eine Brigade gekommen sei, die eine der vorbildlichsten im Hinblick auf Soll-Erfüllung im Lager ist. Er sagte mir allerdings auch, daß der Brigadier ein harter Bursche sei. 48 Stunden später war mir buchstäblich klar, was er damit meinte.

Wie bereits erwähnt, war mir der Alte sehr sympathisch, und er wurde mir mit der Zeit ein väterlicher Freund, der mir über viele schlimme Stunden, die ich in diesem Lager des 11. Schachtes erleben sollte, tröstend hinweg half. Später sagte er mir, daß er Jude sei. Sein Name war Ransohow, und er war Professor für Germanistik an der Universität in Tallin gewesen.

Er hat mir nie gesagt, weshalb er im Lager war, aber dazu gehörte ja nicht viel im stalinistischen Rußland. Ich war immerhin ein Angehöriger des Volkes, das seinem Volk unendliches Leid zugefügt hatte, aber seine Menschlichkeit und seine freundliche Hilfsbereitschaft sind mir unvergeßlich geblieben.

Es gab noch eine Reihe interessanter Personen im Lager. Unter der Handvoll Deutschen war auch ein ehemaliger SS-Arzt, Dr. Baumkötter, ein drahtiger Mann, Mitte dreißig, der eine eiserne Selbstdisziplin hatte. Seine Wattekleidung war zwar schäbig aber immer peinlich sauber, die Schuhe geputzt und die Hose mit Bügelfalte, soweit das bei den Wathosen überhaupt möglich war. Er arbeitete hart im Schacht, war aber immer freundlich und zeigte Kameradschaft. Interessanterweise war er unter den Russen hochgeachtet. Er war schon seit mehreren Jahren in diesem Schacht.

Die Arbeit im Schacht war für mich eine Tortur. Es fing schon damit an, daß wir alle auf einer halbverfallenen Wendeltreppe in den Schacht hinuntersteigen mußten. Der Schachtaufzug war nur für Kohle und Abraum sowie für Grubenholz vorgesehen, nicht für Menschen. Die mußten laufen. Es waren circa 400 Meter bis zur untersten Sohle. Während die alte Schicht bei Schichtwechsel auf der einen Seite der Wendeltreppe nach oben strebte, das gesamte Handwerkszeug und die elektrische Grubenlampe im Arm, strebten wir, die neue Schicht, auf der anderen Seite ebenso beladen nach unten.

Die Flözhöhe betrug in den meisten Fällen kaum 60 cm. Man konnte nur kniend mit gesenktem Kopf die Kohle auf Blechrutschen schippen. Jeder einzelne der Brigade hatte seine feste Aufgabe. Die einen schrammten in das Flöz unten eine 10 cm breite Lücke, die anderen bohrten Sprenglöcher. Wieder andere stellten Holzstempel auf, und der Rest schaufelte mit kurzstieligen Schaufeln die abgesprengte Steinkohle auf Blechrutschen. Zur letzten Gruppe gehörte ich. Eine gnadenlose Schindelei, denn zu allem Überfluß floß Wasser durch das Flöz und tropfte reichlich von der Decke. Das bedeutete, wir sprengten und bohrten in der Nähe einer Wasserader, die jederzeit aufgebohrt oder angesprengt werden konnte. Niemand machte sich die Gefahr bewußt. Wir sahen aus wie Schweine, die sich gesuhlt hatten, waren völlig durchnäßt und mit Kohlenstaub verklebt.

Mein erster Eindruck von dem Brigadier Stepanow war richtig. Er entpuppte sich unter Tage als echter Leuteschinder, der nicht nur verbal fluchend seine Leute antrieb, sondern auch prügelte mit allem, was ihm in die Hände kam: Grubenholz, Grubenlampe oder seinen Fäusten. Sobald er Kohle sah, verwandelte er sich, ähnlich wie Dr. Jekyll in Mr. Hyde, in einen prügelnden und fluchenden Drecksack, der von seinen Männern gefürchtet wurde. (...)

Auf mich hatte er es besonders abgesehen, denn er erkannte zu Recht, daß ich das schwächste Glied in seiner Mannschaft war. Außerdem war ich

Deutscher, ein »Fritz«, wie sie uns verächtlich nannten. Ich war unerfahren und der schweren körperlichen Arbeit, verbunden mit den unmenschlichen Lagerbedingungen, nicht gewachsen. Auf der anderen Seite zählte ich bei der Berechnung des Solls seiner Brigade voll mit. Also trat und prügelte er mich, wo er mich erwischen konnte. Es war wohl ein sadistischer Zug in seinem Gemüt oder so etwas wie Rache für erlittenes Unrecht. Einmal schlug er mir seine Grubenlampe an die Backe, daß ich glaubte, er hätte mir den Kiefer zerschlagen. Der Backenknochen schwoll an und die Backe unterhalb des Auges sah vom Bluterguß grün und blau aus. Ich konnte kaum sprechen, geschweige denn essen. Die Zeit danach war eine furchtbare Schinderei für mich, und es war abzusehen, daß ich das nicht lange durchhalten konnte. Ich versuchte mich krank zu melden. Auf die Frage, woher die blauen Flecken kamen, sagte ich unvorsichtigerweise die Wahrheit. Darauf wurde Stepanow zitiert. Er bezichtigte mich der Lüge und erklärte, ich sei ein Drückeberger, der sich die Verletzungen selbst beigebracht hatte, um nicht arbeiten zu müssen. Meine Aussage stand gegen seine. Zeugen meldeten sich nicht; das Ergebnis war klar. Ich wurde nicht krank geschrieben und kam um Haaresbreite am Karzer vorbei. Ich mußte wieder arbeiten gehen. Seit der Zeit schlug Stepanow mit berechnender Unbarmherzigkeit zu, sorgte aber dafür, daß keine Zeugen zugegen waren oder nur solche Personen, die ihm ohnehin hörig waren. (...)

*Das Schicksal Scharfs, sein baldiger Tod, schien vorgezeichnet. Da kam ihm ein Zufall zu Hilfe. Ein unter Tage arbeitender Russe, Alexander, war zufälligerweise Zeuge einer der üblichen Mißhandlungen Scharfs und erstattete Anzeige. Daraufhin kam es zu einer Gegenüberstellung zwischen Stepanov und Scharf beim Wachoffizier.*

Mein Gesicht war geschwollen und von dem Schlag mit der Lampe ganz entstellt. Wenn ich ihn jetzt belasten würde, wäre mein Leben unter Tage keinen Pfifferling mehr wert gewesen, das war in seinen Augen zu lesen, irgendwie wäre ich einem »Unfall« zum Opfer gefallen. So sagte ich, ich sei im Dunkeln an einen Holzstempel gestoßen. Ich war ja immer noch in seiner Brigade, und unter Tage gab es keinen Wachoffizier und keine Gesetze.

*Kurze Zeit später wurde Scharf glücklicherweise in einen anderen Schacht versetzt.*

Plötzlich hieß es nach einer Nachtschicht anstelle Schlafen gehen: »Pack' deine Sachen zusammen, du gehst in einer Stunde auf Etappe«. Ich hatte eine Stunde Zeit, mein Brot zu essen und mich von Ransohow zu verabschieden. Alexander war in der Tagschicht eingefahren, ihn habe ich nicht wiedergesehen. Ransohow begleitete mich noch bis zum Lagertor, wo schon ein kleines Häuflein Leidensgenossen, ich glaube es waren vier, und einige Uniformierte auf mich warteten.

Als wir mit einem LKW auf offener Ladefläche abfuhren, sah ich Ransohow noch lange am Tor stehen und mir liefen die Tränen über die Wan-

gen. Aus! Wieder eine gerade aufgebaute menschliche Beziehung zerrissen. »Gott strafe Rußland«, schrie ich in den Fahrtwind. Das war sicher nicht sonderlich gerecht, denn der 11. Schacht in Workuta war nicht Rußland, wenngleich Wesensmerkmale russischer Identität dort wie überall dominant waren. Was ich eigentlich meinte, war dieses sowjetische Sklavensystem. Den 11. Schacht sah ich in meiner Erinnerung als Eliteschacht, und da ich zu dieser Art von Elite nicht gehören wollte, wurde ich ausgespien. Der 11. Schacht bedeutete aber auch Litauer, Letten und Esten, der Jude Ransohow und Alexander Mjachkitschew, etwas Menschlichkeit in der Tundra. Noch aus großer Entfernung sah ich den weißen Kopf Ransohows am Zaun.

## Der Schacht 29

Unser Etappenziel war der Schacht 29, einer der größeren und moderneren Schächte in der Region, der sich, so wie es aussah, im Aufbau befand. Das dazugehörige Schachtlager war etwa 1,5 km vom Schacht entfernt. Zwischen dem Schachtgelände und dem Lager existierte eine Straße, die allerdings nichts anderes als eine mit Grubengestein der sogenannten »Poroda« aufgeschüttete Trasse war, auf der unter anderem die Schichtbelegschaften, von uniformierten Bewachern geführt, hin und her marschierten. Schachtgelände und Lager waren jeweils von Stacheldraht, Wachtürmen und Todesstreifen umzäunt, wie es bei allen Lagern in dieser Region der Fall war.

Als ich Mitte des Jahres 1951 am Tor des Schachtlagers 29 ankam, fiel mir zuerst das Motto über dem Eingang zum Lager auf, das sinngemäß lautete: »Schachtarbeiter, Du kannst Deine Ehre durch fleißige Arbeit für den Sozialismus wiedererlangen.« Das war inhaltlich sehr dem Motto über Hitlers KZ Buchenwald ähnlich: »Arbeit macht frei«.

Neben dem Lagertor befand sich eine Wachbaracke und gleich dahinter auf der linken Seite eine große freie Fläche, die einem Fußballfeld ähnelte. Rechter Hand befanden sich die Baracken des Lagerkommandanten, der Karzer und die Baracke des Politoffiziers sowie eine Verwaltungsbaracke. Von dem Lagertor führte eine breite Straße in das Lager selbst, was aus etwa 30 Baracken nebst »Banja« (Bad), »Santschast« (Sanitätsbaracke) und »Stalowaja« (Kantine) mit Vorratsräumen sowie einem »Stationar« (Krankenstation) bestand. Eine kleine autonome Stadt in der Tundra mit etwa 3 000 bis 4 000 Gefangenen aller Nationen Osteuropas. Die ukrainische Volksgruppe und die der Baltenstaaten bildeten die größten Kontingente, während die Russen selbst sowie die Gefangenen aus den osteuropäischen Staaten nur Minderheiten darstellten. Etwa 140 Deutsche waren im Lager. Sie waren über viele Brigaden verteilt. Wie alle Volksgruppen, allen voran die Ukrainer, so hatten auch die Deutschen eine gute Kommunikation

untereinander. Dafür sorgten Dr. Sigurd Binski, Horst Schüppel, Horst Hennig, Horst Bienek<sup>46</sup> sowie Günter Kowaltschyk und Heini Fritsche, um nur einige wenige Namen zu nennen; sie waren immer um Informationsaustausch auch mit anderen Volksgruppen bemüht. Horst Bienek war bis zu seiner Verhaftung 1951 Mitglied des Ostberliner Brecht-Ensembles. Er wurde wegen angeblicher Spionage und Antisowjethetze zu 25 Jahren verurteilt. Es gab am »Fußballplatz« des Lagers ein Wandzeitungsbrett, an dem auch eine Zeitung »Za novi sever« (für den neuen Norden) angeschlagen war. Aus dieser Zeitung sowie aus dem Lautsprechersystem in den Baracken konnte man offizielle Nachrichten des Moskauer Rundfunks entnehmen, Kulturberieselung nannten wir das. Irgendwelche wichtigen Nachrichten wurden sofort kolportiert.

Es waren natürlich auch immer eine Menge Gerüchte darunter, aber wirklich wichtige Nachrichten, soweit sie überhaupt offiziell verbreitet wurden, erreichten uns meistens mit einer gewissen Zeitverschiebung.

Nur persönliche und private Nachrichten erhielt keiner von uns Deutschen. Keine Briefe, nichts. Während die Gefangenen aus den Sowjetrepubliken wenigstens alle paar Monate eine Karte oder einen Brief von ihren Angehörigen empfangen durften, der zwar streng zensiert wurde, waren wir vollkommen von der Heimat abgeschnitten. Die Sache wurde noch durch die Tatsache verschärft, daß keiner von uns ein persönliches Andenken, einen Gegenstand, ein Bild oder ähnliches besaß, sodaß man mit Fug und Recht von totaler Isolationsfolter sprechen konnte.<sup>47</sup>

Feiertage wie Weihnachten oder Ostern gab es für uns nicht. Es waren normale Arbeitstage. Auch Sonntage wurden nicht respektiert. An ihre Stelle traten die bereits erwähnten »Wichotneus«. Und so zählte jeder von uns die Arbeitsschichten wie die Striche an der Wand, bis es wieder soweit war und man sich auf seiner Pritsche herumdrehen konnte, während sich die übrige Brigade auf die Schicht vorbereitete.

Es war theoretisch möglich, sich krank schreiben zu lassen. Es gab so etwas wie die Einrichtung von Sprechstunden bei »Ärzten«, die von der Ausbildung her etwa »Sanitätern« entsprachen. Das waren Mitgefangene – meist Russen –, die auf diese privilegierte Weise ihren Beitrag zu dem Lagerleben leisteten. Das einzige Mittel, was bei ihnen eine Krankschreibung auslöste, war meßbares Fieber. Deshalb bekam man, wenn man sie während der Zeit, die eigentlich zum Schlafen zur Verfügung stand, konsultierte, sofort ein Fieberthermometer zugesteckt, noch bevor man die Gelegenheit hatte zu sagen, wo es einem wehtat. Hatte man erhöhte Tem-

46 Er hat seine Hafterfahrung literarisch verarbeitet. Siehe hierzu Horst Bienek, *Die Zelle*, München/Wien 1968.

47 Aus dieser Erfahrung heraus nannte man manchmal diese Lager »Schweigelager«. Die Situation der Insassen war sehr unterschiedlich, denn verurteilte deutsche Kriegsgefangene z. B. durften schreiben und Briefe empfangen.

peratur, bestand die Chance, daß man für eine Schicht krank geschrieben wurde. Das hing zwar auch dann noch von der Lust und Laune des jeweiligen »Arztes« ab. Hatte man keine erhöhte Temperatur, bekam man irgendein Pülverchen und mußte arbeiten gehen. So überlegte man sich, ob man die Wartezeit bei einem solchen »Arzt« von seiner Schlafzeit abziehen sollte, selbst wenn es einem äußerst übel war. Denn bei der schweren Arbeit war Schlaf genau so wichtig wie Nahrung, um überleben zu können.

Eine zusätzliche Unterdrückungseinrichtung war die Zuteilung einer sogenannten »persönlichen Arbeitskategorie«. Darunter verstand man die Festlegung des körperlichen Leistungspotentials für die Ausführung von Schwer- oder Leichtarbeiten über bzw. unter Tage. Das war offensichtlich eine bürokratische Vorschrift des NKWD für Arbeitssklaven, aus der Unbeteiligte bei oberflächlicher Betrachtung auf einen verantwortungsvollen Umgang der Staatsgewalt mit dem Leben und der Gesundheit der Gefangenen schließen sollten. Aus diesem Grund geriet diese »Fleischbeschau«, wie wir das nannten, alle Jahre zu einer gespreizten Zelebration, die schon durch die Besetzung der Jury hohes amtliches Gewicht hatte. Neben den sogenannten Ärzten des Lagers war bei der Jury immer ein Militärarzt – meist eine im Offiziersrang stehende Ärztin – anwesend, um dem ganzen Theater einen korrekten offiziellen Anstrich zu geben. Es gab offiziell eine Kategorie für leichte und schwere Arbeit unter Tage und eine solche für leichte oder schwere Arbeit über Tage, also auf dem Holzplatz, wo das Grubenholz für die jeweilige Schicht zubereitet wurde, bzw. in der Kohle- oder Gesteintransportbrigade. Außerdem gab es den Invalidenstatus. Jeder bekam auf Grund seiner rein äußerlichen körperlichen Beschaffenheit eine dieser fünf Kategorien zugeordnet. Untersuchungen von Blutwerten, des Blutdruckes oder sonstiger zur Diagnose notwendiger Daten gab es nicht.

Jedem war klar, daß das Fördersoll des Schachtes und die Endlichkeit der vorhandenen Arbeitskraft natürlich ein K.o.-System ergab, dessen Ergebnis von vornherein feststand. (...)

Es ging bei diesen Untersuchungen nur um Sollerfüllung, und das entschied darüber, welchen »Kessel« die ganze Brigade als Verpflegung bekam. Das gleiche galt für die Oberflächen-Kategorie. Ganz gleich, ob man zu leichter oder schwerer Oberflächenarbeit eingeteilt war, wenn man den Holzplatzbrigaden zugeteilt wurde, wußte man, daß man nicht nur schwerste Knochenarbeit beim Entladen der Baumstämme aus den Waggons, sondern auch beim Sägen und Transportieren der Stämme leisten mußte. Niemanden interessierte hier »leicht« oder »schwer«, es gab keinen Richter. Der Richter war auch hier wie überall die Sollerfüllung, und wehe, wenn nicht! Außerdem war man im Gegensatz zu den Schachtbrigaden auf der Oberfläche dem gnadenlosen Polarklima ausgesetzt. Man mußte bei jedem Wetter sein Soll einbringen. Bei -30°C, bei Schnee-

sturm oder im Schlamm zur Schneeschmelze, immer! Viele meldeten sich freiwillig in den Schacht. (...)

Ein besonderes Kapitel war die zahnärztliche Versorgung. Da wir zu keiner Zeit die Möglichkeit hatten, irgendwelche Zahnpflege durchzuführen – nicht einmal auf primitivste Weise die Zähne zu putzen –, war der Zahnbestand aller Gefangenen sehr schlecht. Nicht selten trafen wir Gefangene ab dreißig, die bereits kaum noch eigene Zähne hatten, denn Karies war weit verbreitet unter den Gefangenen. Zahnersatz gab es nicht, und eine konservierende Zahnbehandlung existierte nicht. Es gab zwar im Lager eine Einrichtung, die sich formal »Zahnarzt« nannte, aber jeder, der Zahnschmerzen hatte, hütete sich, dort um Hilfe nachzufragen, denn die Hilfe bestand nur im Ziehen des jeweiligen Zahnes unter martialischen Umständen. Als Behandlungsinstrument kam praktisch nur eine Extirpationszange zur Anwendung. Es gab zwar ein fußbetriebenes Bohrgerät mittelalterlicher Herkunft aber keine Sachkenntnisse auf seiten des »Zahnarztes«. Was er wohl konnte, war Zähne ziehen, und da es keine Betäubungsmittel gab, geschah das bei vollem Bewußtsein mit Hilfe eines kräftigen Helfers, der den Patienten von hinten über die Schulter in den Behandlungsstuhl, einen einfachen, aus grobem Holz hergestellten Lehnstuhl drückte, bis die Tortur vorbei war. Jeder der Eingeweihten ertrug lieber Zahnschmerzen, als sich unvorsichtigerweise in die Hände des »Zahnarztes« zu begeben.

Frisches Obst oder Gemüse haben wir während der ganzen Zeit nicht gesehen. Unsere einzigen Vitamine und Mineralstoffquellen waren das Brot und die rohe Heringsbrut in der Größe von Sardinien, die wir allerdings häufig als Eiweißquelle zu essen bekamen. Wir haben sie mit Gräten, Kopf und Schwanz gegessen. Nur die Eingeweide wurden mit einem geschickten Griff ausgerissen. Jeder von uns bekam darin schnell Übung und Routine. (...)

Für die körperliche Hygiene im Lager wurde in unterschiedlicher Weise gesorgt. Grobe Baumwollunterwäsche gab es z. B. wöchentlich, einschließlich eines sogenannten »banja-Besuches« der Brigade jeweils immer außerhalb der Arbeitszeit im Lager. In jeder »banja« gab es hölzerne Bottiche und heißes Wasser sowie eine Art Schmierseife. Bei dieser Gelegenheit wurde auch Bart-, Scham- und Haupthaar nachgeschoren. Auch Brust- und Achselhaare fielen dem Schermesser zum Opfer. Nur für Schachtbrigaden gab es zusätzlich in der Schachtbanja die Möglichkeit, nach jeder Schicht zu duschen, so daß der Kohlenstaub und Arbeitsdreck abgewaschen werden konnte. In späterer Zeit, ab 1952, gab es den Luxus einer Arbeitskleidung für Schachtarbeiter zusätzlich zu der allgemeinen Lagerkleidung. Diese konnten sich also vor und nach der Schicht im Schachtkombinat »umkleiden«, ein Privileg, das sich auch nur auf die Schachtarbeiter beschränkte. Die Oberflächenarbeiter, die nicht in der

Kohletransportbrigade arbeiteten, hatten diesen Vorteil nicht. Letztere war bis auf die Verpflegungskessel den Schachtarbeitern gleichgestellt.

Informationen über internationale Ereignisse waren uns nur über drei Kanäle zugänglich: Erstens über die Zeitung »Za novi sever«, die am Informationsbrett des Lagers ab und zu aushing als innerrussische, meist uninteressante »Prawda«. Sie bestand aus genormten Nachrichten und gespreizten Artikeln über »Errungenschaften« und Planerfüllung. Internationale Nachrichten waren bestenfalls im Kleingedruckten zu lesen, wenn sie überhaupt die Kontrolle durch den Politoffizier des Lagers passierten. Die zweite Quelle war der Moskauer Rundfunk, der bereits über Lautsprechersysteme in die Baracken übertragen wurde. Er wurde regelmäßig durch unsere Invaliden auf internationale Nachrichten abgehört, da sie sich dauernd im Lager aufhielten. Auch hier kamen nur staatlich kontrollierte Nachrichten durch. Die dritte Quelle waren die sogenannten »Freien«, die im Schacht als Sprengmeister oder in der Verwaltung tätig waren. Sie verfügten offenbar über besondere Radioquellen. Die Zuverlässigkeit der letzteren Quelle war allerdings am geringsten, und der Anteil der »Latrineparolen« war hier am höchsten, da offiziell der Nachrichtenkontakt zwischen Gefangenen und Freien verboten war. Meist waren es kurze Bemerkungen dieses Personenkreises, die dann von den Gefangenen mit den entsprechenden Ausschmückungen kolportiert wurden. In einer solchen Situation dominieren die »Latrineparolen« selbstverständlich über die echten Nachrichten.

Es war interessant zu beobachten, wie die Gefangenen darauf reagierten. Grundsätzlich wurde jede Nachricht begierig aufgenommen, unabhängig davon, ob sie echt oder ein Gerücht war. Der Hunger nach Informationen war so groß in dieser geistigen Einöde des täglichen Lagerlebens, daß es unerheblich war, welcher Qualität die Nachricht war, die man erhielt. Sie war in jedem Fall gut dafür, wieder einen Tag so etwas wie Hoffnung oder wenigstens Beschäftigung des Geistes zu empfinden. Wenn sie sich dann schließlich als das herausstellte, was sie war, nämlich eine Parole, so war wieder eine neue Parole da, die einem über den nächsten Tag und die Ernüchterung hinweghalf. Es ist offenbar nichts schlimmer zu ertragen, als totale Informationsabschirmung. Unser Leben in diesem Sklavenlager war also gekennzeichnet durch nahezu totale geistige Isolationshaft bei gleichzeitiger schwerster körperlicher Arbeit, die man als widerwärtig quälend empfand. Und so waren es die geistig sensiblen Typen von uns, die körperlich zuerst zerbrachen. Die Sorge um die vegetativen Bedürfnisse ließen die übrigen wie Tiere vegetieren, so daß der Umgang mit ihnen manchmal zu einer Gefahr wurde. Das war für uns Deutsche im Lager besonders drastisch, da wir, wie bereits berichtet, über keinerlei private Post etc. verfügten wie die übrigen Gefangenen aus den Sowjetrepubliken. Abgesehen davon, daß wir wegen der geringen Zahl nicht in jeder Brigade vertreten waren, war unser Kontakt zu ausländischen Mitgefange-

nen meist enger als zu den Landsleuten, obwohl Ausnahmen die Regel bestätigen. So lernten wir alle mit der Zeit ganz gut die sogenannte Lager-sprache, so daß wir mit den Mitgefangenen gleich welcher Nationalität in Kommunikation treten und unsere Belange auch den Bewachern gegen-über vertreten konnten. Das erleichterte uns das Leben mit der Zeit etwas, und wir bekamen das Gefühl, als gleichberechtigte Glieder dieser Sklaven-gesellschaft akzeptiert zu werden, ein psychologisch wichtiger Aspekt für das Überleben. Solche, die diesen Prozeß nicht vollzogen oder nicht voll-ziehen konnten, bauten physisch schnell ab und starben. Zum erstenmal wurde mir klar, daß soziale Beziehungen im weitesten Sinne in jeder Gesellschaft das Überleben bedingen, selbst in einer Gesellschaft von Schindern und Geschundenen wie der GULag-Gesellschaft bzw. gerade dort.<sup>48</sup> (...)

*In der folgenden Zeit bis Ende 1952 hat Scharf in verschiedenen Einrich-tungen des Schachtes 29 gearbeitet. (...) Die Arbeit ging trotz einiger moderner Maschinen vielfach in Handarbeit unter schlechtesten Sicher-heitsbedingungen und schweren gesundheitlichen Gefahren vor sich, was immer wieder zu Grubenunglücken und Unfällen führte. Eine Lungenent-zündung brachte für ihn schließlich das Ende der Schachtarbeit.*

Möglicherweise hat mir diese Lungenentzündung, so makaber das klin-gen mag, das Leben gerettet, denn ich wurde, da ich Fieber hatte, zunächst einmal krank geschrieben. Da sich das Fieber nicht legte und ich völlig zusammenbrach, wurde ich in das sogenannte Stationar, die Krankenbar-acke, eingeliefert und erstmal mir selbst überlassen. Nach heftigen Fie-beranfällen und Schweißausbrüchen magerte ich völlig ab und wurde ganz apathisch. Ich konnte mich schließlich nur noch daran erinnern, daß ein anderer deutscher Mitgefangener mich fütterte. Er hätte meine Portion auch selber essen können, niemand hätte ihm das verwehrt, er tat es nicht. Nach 14 Tagen erholte ich mich langsam und kam wieder etwas zu Kräf-ten. Nun begann die lähmende Sorge über die bevorstehende Rückkehr in den Schacht. Es war ein Alptraum. Je besser ich mich fühlte, desto läh-mender hing dieser Gedanke wie ein Damoklesschwert über mir. Um mich von diesem quälenden Gedanken abzulenken, versuchte ich mich, sobald ich nicht mehr bettlägerig war, irgendwie nützlich zu machen. Die weni-gen russischen Sanitäter, die die Kranken betreuten, waren bei der Menge der Kranken völlig überfordert oder reagierten jedenfalls so. So nahm ich ihnen die unbeliebten Arbeiten ab. Ich säuberte die Klo-Pfannen der Schwerkranken. Ich hob sie auf den Pott, wenn es nötig war, oder wusch sie, holte ihnen das Essen, fütterte sie und wusch auch das Geschirr ab.

48 Ähnliche Überlebenserfahrungen lassen sich auch für die KZ der Nationalsoziali-  
sten nachweisen.

Nach einiger Zeit hieß es »Gans«<sup>49</sup> hier, »Gans« dort, und da ich alle ohne Ansehen der Nationalität gleich behandelte, erlangte ich ein gewisses Ansehen sowohl unter den kranken Gefangenen als auch unter den Pflegern, für die ich eine willkommene Aushilfe war. Auch den Ärzten blieb das nicht verborgen. Der Chef des Stationars war ein kleinwüchsiger jüdischer Chirurg, ebenfalls ein Gefangener, aber er genoß praktisch den Status eines Freien, weil es ohne ihn nicht ging. Sein Einfluß bei der Lagerabteilung war sehr groß, und so vermute ich, daß er es war, der meine Wiedereinweisung in die Schachtbrigade nach meiner Genesung immer wieder hinauszögerte. Obwohl ich schon lange keine Beschwerden mehr hatte, wurde ich der sogenannten Ärztekommision, die die Arbeitskategorie erneut feststellen mußte, immer wieder vorenthalten. Alle übrigen Kranken, soweit sie am Leben geblieben waren, waren schon lange wieder in den Arbeitsprozeß eingegliedert worden, ich war immer noch im Stationar. Der Grund waren letztlich zwei ukrainische Schwerkranke, die ich Tag und Nacht betreute. Sie waren fast zu Skeletten abgemagert, und es gehörte nicht viel medizinische Kenntnis dazu zu erkennen, daß sie nicht mehr lange leben würden. Sie taten mir leid, und ich war der einzige, der immer für sie da war. Ich schlief bei ihnen in ihrer Kammer, und oft hörte ich sie nachts meinen Namen rufen. Dann habe ich sie aufgerichtet und sie in eine andere Lage gebracht, denn dazu waren sie allein zu kraftlos. Sie spürten meine menschliche Fürsorge, und das war für sie sicherlich ein Trost in ihren letzten Tagen. Sie starben beide im Abstand von wenigen Tagen. Als man sie dann abtransportierte, habe ich mich verkrochen und geheult. Es war mir, als wären Familienangehörige gestorben.

*Als Scharf schließlich das Stationar verlassen mußte, hatte er Glück, denn es wurde ihm die Kategorie »Leichte Oberflächenarbeit« zuerkannt. Er wurde einer Brigade für Kohletransport, -verladung und -sortierung zugeteilt. Dort lernte er bald einen anderen Deutschen kennen.*

Johannes Hölemann war 40 Jahre alt und aufgrund angeblicher Spionage im elektrochemischen Kombinat der ehemaligen IG-Werke in Bitterfeld in Mitteldeutschland verhaftet und zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden. Er hatte eine Dozentur im Institut für Anorganische Chemie an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule in Aachen und war eigentlich durch einen dummen Zufall bei einem Besuch in Bitterfeld den Menschenfängern in die Hände geraten. Ich war mit ihm über ein Jahr zusammen in einer Brigade des »Kohlenkomplexes«, und wir wurden enge Freunde. Während wir in der Brigade zusammen arbeiteten und lebten, habe ich viel von ihm gelernt, Differential- und Integralrechnung, Elektrochemie. Wir stritten und diskutierten über Weltanschauung und Philosophie. Er war eine Gelehrtennatur und ein wirklicher Freund, auf den man sich verlassen konnte, ein Wissenschaftler mit moralischer Kraft

49 Scharfs Vorname Hans wird im Russischen häufig als »Gans« ausgesprochen.

und hoher geistiger Bildung. Es ist kaum vorstellbar, wie wir zwei zusammen an einem Transportband stehend und Gesteinsbrocken aus der vorbeilaufenden Kohle entnehmend über Methoden der Integralrechnung diskutierten, wobei wir Formeln mit den Fingern in den Kohlenstaub malten. Bald waren wir beide unzertrennlich. Und da wir unsere Arbeit taten und Zuverlässigkeit bewiesen, ließ man uns auch zusammen. Der Brigadier Scharichin hatte Achtung vor uns, er wäre wohl selbst gern mehr geworden als nur Lastkraftfahrer seiner Kolchose, aus der er kam. (...) Sein Verhältnis zu uns war zwiespältig. Öffentlich, wenn viele zuhörten, fluchte und schimpfte er auf die »Fritzen«. Wenn wir allein mit ihm waren, klopfte er uns auf die Schulter und zeigte uns seine Sympathie. Da wir inzwischen recht gut Russisch sprachen und verstehen konnten, gab es schon mal ein paar Minuten in der Baracke, wo Scharichin aus sich heraus ging und aus seinem Leben erzählte. Er war vor seiner Gefangenschaft für den Lastwagentransport landwirtschaftlicher Erzeugnisse seiner Kolchose in die umliegenden Sammelstellen verantwortlich. Dabei hatte er landwirtschaftliche Überschüsse auf eigene Verantwortung und Initiative in den umliegenden Orten verkauft und sich, seiner Familie und der Kolchose auf diese Weise lukrative Nebeneinnahmen verschafft. Das wurde ihm als Sabotage ausgelegt, und so wurde er wegen bürgerlich-kapitalistischer Umtriebe verhaftet und verurteilt. Was für ein Delikt! In einer freiheitlichen Gesellschaft hätte er es zu Wohlstand und Prosperität gebracht zur Zufriedenheit aller Beteiligten. Da war sie wieder, die Erkenntnis. Was wäre aus Rußland geworden, wenn nicht engstirnige Partei- und Politapparatschiks in der seelenlosen, trüben Masse der Mangelwirtschaft herumgerührt hätten, sondern junge agile Unternehmer in einer freien Gesellschaft die Wirtschaft aufgebaut hätten. Mit Sicherheit hätte man nicht 40 Jahre später immer noch Weizen im Westen kaufen müssen und Rußland wäre auf CARE-Pakete aus Westeuropa nicht angewiesen gewesen. So haben sie ihre besten Kräfte in den Regimelagern verkommen lassen. Das Schicksal von Scharichin ist nicht bekannt.

*In diesem Zusammenhang erinnerte sich Scharf an ein Ereignis, das ein Licht auf das Verhältnis zwischen Bewacher und Gefangenem wirft. Es war unter Karzerandrohung verboten, ein »Messer« zu besitzen, doch fast jeder Gefangene hatte sich ein solches Instrument besorgt. Eines Tages bemerkte er nicht das Hinzutreten eines Bewachers, als sein Messer, ein angeschliffenes Eisensägeblatt, auf dem Tisch unter einem Heft lag, während er in diesem schrieb. Als er dem Bewacher das Heft zeigen wollte, kam das Messer zum Vorschein.*

Der Bewacher nahm das Messer vom Tisch und führte es sich vor Augen, indem er sagte: »Smotri, smotri, eto noschik (Sieh mal einer an, ein Messer!)«. Mein Herz schlug mir bis zum Hals. Ich hatte ihm durch meine Unachtsamkeit und meinen Übereifer das corpus delicti auf dem Tablett serviert und seine Augen leuchteten, als er das Messer einsteckte.

»Tu nemjetz? (Bist du Deutscher?)«, seine Worte klangen sachlich, geschäftsmäßig! Als ich das bejahte, lachte er und sagte: »Kakoi durak! (Was bist du für ein Dummkopf!)«, drehte sich um und verließ die Baracke.

*Die nächste Zeit verbrachte Scharf in ständiger Angst, in den Karzer gesteckt zu werden.*

Mir war klar, Karzer bedeutete volle Arbeit, nichts oder fast nichts zu essen und das Verbringen in eine eiskalte Zelle ohne Heizung im Winter bei -40°C Außentemperatur. Niemand, den ich kannte, hatte das längere Zeit ausgehalten. Die meisten starben an Entkräftung und Unterkühlung. (...)

Es war Zeit für die neue Schicht. Alles verlief wie gewöhnlich. Wir gingen zur Arbeit, niemand fragte nach mir. Ich konnte es nicht glauben und meinte zu träumen. Wir, Johannes Hölemann und ich, haben lange versucht zu verstehen, weshalb der Diensthabende die Angelegenheit nicht gemeldet hatte, denn das hatte er offenbar nicht, sonst wäre der ganze Zirkus abgelaufen. Wie wir erfuhren, wäre für ihn eine Prämie drin gewesen. War es Menschlichkeit? Hatte er es vergessen? Sicherlich keines von beiden. Es gab nur eine Erklärung. Die Wachhabenden gehörten zur Roten Armee und nicht zur Exekutivgruppe des NKWD. Letztere, das war jedem durch Erfahrung klar, waren verhetzte Menschenschinder, nichts hätte sie davon abgehalten, hier ein entsprechendes Exempel zu statuieren, zumal ja ein »Fritz«, ein Deutscher, betroffen war. Die einfachen uniformierten Bewacher allerdings taten in der Regel nichts, was den Gefangenen zusätzlich zu ihrem verzweiferten Schicksal hätte schaden können. Zu nah war für sie das Lager, beim kleinsten Vergehen, das sie sich zuschulden kommen ließen, saßen sie selbst im Lager. Warum sollten sie eine Arbeitskraft verschleißen. Vielleicht war das die Erklärung. Eine interessante Erfahrung.

## Der Tod Stalins

Für die weitere Entwicklung im Jahr 1953 und unser persönliches Schicksal waren zwei Ereignisse von ausschlaggebender Bedeutung: Das erste war der Tod Stalins Anfang März 1953. Das zweite und eine Folge davon war der Aufstand und der Streik der Gefangenen im 29. Schacht und in einigen in der Nähe liegenden Schächten im Juli/August 1953.

Das Ableben Stalins kam uns Anfang März 1953 ins Bewußtsein, als die Kulturberieselung durch den Moskauer Rundfunk Molltöne anschlug. Aus den spärlichen offiziellen Nachrichten war zu entnehmen, daß Stalin schwer erkrankt war. In dieser Zeit war an den Gefangenen aller Nationalitäten zu erkennen, daß für sie Stalin die Ausgeburt der Hölle war, das Böse schlechthin. Alle projizierten ihr persönliches leidvolles Schicksal und das

ihrer Familien, was sich nicht selten über fünfzehn und mehr Jahre erstreckte, die gesamte erlittene Demütigung und physische und geistige Verstümmelung oder den Tod nahestehender Leidensgenossen auf die Person dieses einen Mannes!

Während man offiziell den Schmalz der geheuchelten Trauer verbreitete, sah ich im Lager viele auf den Knien mit tränenerstickter Stimme zu Gott beten, dankbar dafür, daß er doch diesem Satan das Lebenslicht ausgeblasen hat. Es war wie der Aufschrei der getretenen und gequälten Kreatur gegen ihren Peiniger. Litauer und Ukrainer versammelten sich in bestimmten Baracken und sangen schwermütige Lieder ihrer Heimat, die wie Stoßgebete zum Himmel geschickt wurden. Selbst der Politoffizier des Lagers, der direkte Vertreter des NKWD, ließ in jenen Tagen das Sowjetemblem, daß er aus Mangel an Blumen von Gefangenen aus farbigen Ziegelsteinbrocken in den Sand vor seiner Luxusbaracke hatte legen lassen, von eben diesen Gefangenen wieder beseitigen. Es lief eine Erschütterung durch die große Sowjetunion, die uns bis zu diesem Zeitpunkt den Eindruck eines eisenfressenden Monolithen vermittelte. Der große Götze Stalin war dabei, vom Sockel des selbstgefälligen Personenkultes zu stürzen, und viele empfanden das in der damaligen Situation als einen Akt der inneren Befreiung. Niemand wußte oder ahnte, wie es danach weitergehen sollte oder würde. Aber jeder hoffte, daß die Zeit danach nicht mehr so sein würde wie vorher. Der Schachtbetrieb verlief in jenen Tagen ohne Zwischenfälle weiter, vielleicht mit dem Unterschied, daß man häufiger kleine Grüppchen von Gefangenen herumstehen sah, die lebhaft die letzten Nachrichten oder Gerüchte miteinander austauschten. Als schließlich am 7. März 1953 sogar der Moskauer Rundfunk den Tod des Götzen nicht mehr verheimlichen konnte, ging eine Welle der Freude und Euphorie durch das Lager. Viele dankten Gott auf den Knien, denn sie glaubten, Gottes Gerechtigkeit zu spüren, und in der Tat kam etwas wie Genugtuung in ihre wunden Seelen, so daß selbst die uniformierten Bewacher sich wie geprügelte Hunde davonstahlen. Es war ein Hauch der Götterdämmerung zu spüren, und jeder verband damit Hoffnung für sich selbst. In den Tagen und Wochen danach ereignete sich im offiziellen Sowjetrußland eine Menge, ohne daß wir wegen unserer Isolierung die Ereignisse deuten konnten. Bulganin und Malenkow übernahmen das Ruder in Moskau. Berija, der Geheimdienstchef, wurde im Juni 1953 verhaftet und hingerichtet. Es rumorte und krachte im Staatsgefüge der Sowjetunion. Der Machtkampf der Diadochen war in vollem Gange. Was würde dabei für uns herauskommen?

Die Gerüchteküche brodelte. Aber es war ein unterirdisches Beben. (...) Zunächst geschah im Lager gar nichts, jedenfalls nichts, was unser Leben irgendwie verändert hätte. Wochen gingen ins Land. Die Unruhe unter den Gefangenen wuchs. Viele Forderungen wurden laut, Forderungen nach Wiederaufnahme der Verfahren und nach Amnestie. Die meisten Gefange-

nen fühlten sich zu Unrecht hart bestraft und wollten, da sie dieses Unrecht mit der Person Stalins verbanden, jetzt Gerechtigkeit für sich.

*Für Scharf hielt der Tod Stalins eine positive Wende bereit. Ganz überraschend erhielt er außer der Reihe einen Wichotneu, und niemand konnte sich den Grund dafür erklären.*

Eine Gruppe Ukrainer erzählte sich, als ich mich zu ihnen gesellte, daß im Lager etwa 13 Gefangene außerplanmäßigen »Wichotneu« gehabt hätten. Die Ereignisse waren von den anderen also aufmerksam verfolgt worden. Wie sie sagten, waren es Deutsche, Polen, Ungarn und Tschechen, keine Balten und Ukrainer und keine Russen. Das gab keinen Sinn, denn es war nur eine kleine Gruppe. Und dann fiel das Wort, was das Blut im Körper zum Wallen brachte: Das Wort »Domoi« (nach Hause). Die Ukrainer sagten tatsächlich, ohne daß sie wußten, daß ich einer von den 13 war: »Die kommen nach Hause!« (...)

Am nächsten Tag wurden wir, die 13 Gefangenen aus den osteuropäischen Staaten, zunächst in die Banja geführt, wo wir rasiert wurden. Es fiel uns auf, daß diesmal die Kopf- und Schamhaare nicht, wie es sonst üblich war, mit rasiert wurden. Dann ging es zur Sanitätsbaracke, wo wir von einem Ärzteteam »untersucht« wurden. Danach führte man uns in die Kleiderkammer, wo wir vollständig neu eingekleidet wurden. Blaues Drillichzeug, Lederschuhe mit Gummisohle, neue Schapka und Wattejacke. So etwas war mir in den gesamten Jahren der Gefangenschaft noch nicht passiert. Danach wurden wir in eine leerstehende Baracke gebracht, wo wir die Nacht verbrachten. Im Morgengrauen hieß es heraustreten. Ich hatte nicht einmal Zeit, mich von Johannes Hölemann zu verabschieden, denn die Brigade war noch nicht von der Nachtschicht zurück. Wir wurden von Offizieren inspiziert – unsere Namen mehrmals verlesen –, und auf einen LKW verladen, der rumpelnd über die Schotterstraße Richtung Sonnenaufgang davon fuhr. Auf dem Wagen waren drei bewaffnete Uniformierte, die allerdings gelangweilt zwischen uns Platz nahmen, als gehörten sie nicht dazu. Aus ihnen war nichts herauszubekommen. Offenbar waren sie selbst nicht informiert. Wie immer in Rußland hatten sie einen Befehl, und den führten sie aus! Die Fahrt ging am Schacht vorbei in ein Lager, was offensichtlich längere Zeit leer gestanden hatte. Es war mit Gefangenen bestückt, die genauso wie wir in völlig neue Sachen eingekleidet waren und aus anderen Lagern ebenfalls dorthin gebracht worden waren. Wir wurden schon am Lagertor von einer großen Menge wartender Gefangener erwartet. Viele erkannten Landsleute wieder, die sie jahrelang nicht gesehen hatten. Auch auf mich wartete eine freudige Überraschung, denn ich traf in diesem Lager Otto Bachmann, Rolf Grünberger, Peter Eberle und Günther Herrmann wieder. »Mensch, wo kommst Du denn her – wie ist es Dir ergangen«. Die Fragen wurden schneller gestellt, als sie beantwortet werden konnten. Wir konnten uns im Lager frei bewegen. Es gab keine Arbeit für uns, und so konnten wir schlafen oder spazie-

rengehen oder wir erzählten unsere Erlebnisse so oft und so lange wir wollten. Einen bewaffneten Posten haben wir im Lager nicht gesehen. Nur der Zaun wurde wie gewöhnlich über die Wachtürme bewacht. Allmählich hatten sich die Indizien soweit verdichtet, daß wir wirklich kaum noch daran zweifelten, daß die uns nach Hause oder wenigstens nach Deutschland bringen würden.

In diesem Lager verbrachten wir mehrere Tage. Es war Ende Mai 1953, und täglich kamen neue Transporte von Gefangenen aus den verschiedensten Schachtlagern an. Die einzelnen Nationalitäten trafen sich und bildeten Gruppen und Organisationsstrukturen, ohne daß das von den Posten verhindert wurde. Ein völlig neues Lebensgefühl erwuchs in uns. Wir spürten so etwas wie einen Hauch von Freiheit, obwohl wir alles andere als frei waren. Aber es genügte, schon nicht mehr den Knüppel der Sklaverei hautnah zu spüren. Es ging uns wie einer Pflanze, die nach langer Dunkelheit wieder ans Licht kommt. Es wurden Pläne geschmiedet, und die Phantasie schoß ins Kraut. Noch konnte sich von uns keiner wirklich vorstellen, wie wir nach Hause kommen sollten. Noch waren wir 6 000 km von Deutschland entfernt.

Dann ging alles plötzlich sehr schnell. Wir wurden nach Nationalitäten geordnet in Güterwaggons geladen und Richtung Südwest gefahren, wie wir ungefähr nach dem Stand der Sonne ermitteln konnten. Dieser Transport unterschied sich schon durch einiges von allen vorangegangenen. Die Waggons wurden während der Fahrt nicht verschlossen. Außerdem war die uniformierte Zugbegleitung zahlenmäßig gering im Verhältnis zu der Anzahl der Gefangenen. Auch wurde darauf verzichtet, während der Haltestationen beim Essenempfang bewaffnete Uniformierte zu postieren. Es war sogar möglich, daß man zur Verrichtung der Notdurft beim Halten den Waggon kurzfristig verlassen konnte. Alles das und die teilweise emphatische Beteuerung der Posten: »Ihr kommt nach Hause« beflügelte unsere Phantasie und ließ uns in außergewöhnlicher Disziplin den Anordnungen der wenigen Bewacher folgen. Unsere Fahrt dauerte ungefähr eine Woche. In dieser Zeit passierten wir das Gebiet von Archangelsk dann den Großraum Leningrad. Schließlich landeten wir auf einem Verladebahnhof einer kleinen in der Nähe liegenden Stadt, deren Häuser und Türme uns den Eindruck vermittelten, auffallend solide gebaut und von europäischem Stil zu sein. Wir wurden ausgeladen und marschierten in Kolonnen. Es mögen noch ungefähr 100 bis 150 Gefangene gewesen sein, übrigens jetzt nur noch Deutsche. Die anderen Nationalitäten waren irgendwo vorher vom Zug abgezweigt worden. Wir marschierten mit den wenigen Bewachern zu einem außerhalb der Stadt gelegenen Gebäudekomplex, der sich bald als Gefängnis entpuppte. Dieser Gefängnis-komplex bestand aus einer Reihe mehrstöckiger Gebäude, umgeben mit einer Mauer von über zwei Metern Höhe. Wir wurden in einen großen Gefäng-

nishof geführt, der im Karree von dreistöckigen Gebäuden eingegrenzt wurde.

*Durch Nachfrage erfuhr man, daß man sich in Tapiau/Ostpreußen befand. Man fühlte sich fast wie zu Hause.*

Wir wurden zwar auf Zellen verteilt, aber die Zellentüren waren nicht verschlossen, und man konnte frei im Haus und auf dem Hof zu jeder Tages- und Nachtzeit herumlaufen. Das Essen war vorzüglich, und arbeiten brauchten wir nicht, bis auf Reinemachen und Ordnung halten. In jeder Zelle gab es einen Zellenältesten, der die Interessen der Insassen gegenüber der Lager selbstverwaltung vertrat. Diese war der Kommandantur verantwortlich, aber alles wurde in demokratischer Weise gelöst. Uniformierte waren im Inneren des Gebäudes oder des Hofes nicht zu sehen. Nur auf den Wachtürmen an der Außenmauer sahen wir bewaffnete Posten, die dem Treiben in den verschiedenen Höfen gelangweilt zusahen und in der uns bekannten Weise auf Anfragen nicht antworteten. Wir trauten unseren Augen nicht. Es gab eine Wandzeitung, an der eine Ausgabe des »Neuen Deutschland« hing. Sie war zwar schon eine Woche alt – es war inzwischen Mitte Juni 1953 –, aber wir konnten nach langen Jahren zum erstenmal wieder deutsche Worte lesen, und wir staunten nicht schlecht. Im Inhalt und Stil unterschied sich zwar das kaum von der russischen Zeitung, die wir kannten, aber deutsche Worte zu lesen war für uns mit einem Gefühl der inneren Wärme verbunden. Das waren aber nicht die einzigen Errungenschaften, die wir staunend zur Kenntnis nehmen konnten. Es gab eine Lautsprecheranlage, aus der Nachrichten und Sendungen des DDR-Rundfunks zu hören waren. Auch hier unterschied sich der Inhalt, wie wir bald feststellen konnten, kaum von dem Moskauer Rundfunk, außer daß der letztere ein anspruchsvolleres Musikprogramm abstrahlte, aber alles das deutete doch wohl zweifellos daraufhin, daß wir uns offenbar auf dem Weg nach Deutschland befanden.

Jeder pflegte und wusch seine Kleidungsstücke und machte das Beste aus dem mangelnden Schick der plumpen »Blaumänner«, die wir anhaten. Da das Wetter langsam frühlingshaft wurde, saßen wir oft draußen auf dem Hof in der Frühlingssonne und schmiedeten Pläne für Zuhause. Der Höhepunkt der Wohltaten war die Möglichkeit, den Angehörigen eine Karte zu schreiben. Das erste Mal seit der langen Zeit – eine Karte schreiben – unglaublich! Als ich davor saß, fielen mir keine Worte ein, die ich hätte schreiben können. Knapp drei Jahre hatte ich keinen Kontakt mehr gehabt. Lebten die Eltern eigentlich noch? Waren sie in den Westen gegangen? Wie sah es in Leipzig aus seit jenem denkwürdigen Abend des 6. Oktober 1950, wo es eigentlich nur zu einer kurzen Befragung gehen sollte? Was hatte sich geändert? Glaubte man den Nachrichten, die uns plötzlich zur Verfügung standen, so hatte sich nichts geändert. Es waren immer noch jene hohlklingenden leeren Phrasen der SED-Regierung, die die Bevölkerung nun schon seit Staatsgründung der DDR als ihre tägliche

Gehirnwäsche entgegenzunehmen hatte, jene sektiererische Kleinkariertheit, die den Geist lähmte.

Wir verbrachten das Frühjahr und den Sommer 1953 in jenem Gefängnis in Tapiau/Ostpreußen und ahnten nicht, daß sich in der DDR Ereignisse zusammenbrauten, die unsere zuversichtliche Rückkehr, die so hoffnungsvolle Zeichen zu setzen begonnen hatte, ernstlich in Gefahr brachten. Die Vorzeichen erfuhren wir wie immer auf indirekte Weise. Während sich die Streikbewegung der Bauarbeiter in der Stalinallee in Berlin im Juni 1953 allmählich über die ganze DDR ausbreitete und zu einer ersten ernsthaften Widerstandsbewegung gegen die DDR-Regierung auszufern begann, wurde uns zur gleichen Zeit das Privileg der DDR-Zeitung und des DDR-Rundfunks genommen. Unsere Isolierung von der Außenwelt war plötzlich wieder perfekt, so als ob sich wieder der altbekannte Vorhang des Schweigens über uns herniedersenkte. Somit erfuhren wir von Ereignissen jenes denkwürdigen 17. Juni 1953, des Aufstandes der gequälten Volksseele in der DDR, zu diesem Zeitpunkt nichts. Da wir jedoch gelernt hatten, Zeichen im Verhaltensmuster unserer Bedrücker und ihrer Helfershelfer zu deuten, ahnten wir an den Maßnahmen, denen sie uns wieder auszusetzen begannen, daß zumindest ihre Absicht, uns möglichst schnell nach Deutschland abzuschieben, durch irgendein Ereignis durchkreuzt wenn nicht völlig unmöglich geworden war, wie die Pessimisten unter uns argwöhnten. Das Essen wurde immer schlechter und war im Spätsommer zu einem widerwärtigen Fraß degeneriert. Wir bekamen zum Teil verdorbenen Fisch, und die Erinnerung an alte Gefängniszeiten kamen wieder hoch. Etwa zu dieser Zeit bekam ich eine schwere Leberinfektion, die, wie sich später herausstellen sollte, eine Hepatitis B war. Ich magerte ab, das Weiß meiner Augen war gelb, ich war schlapp und schwitzte, nur wenn ich ein paar Stufen hochsteigen sollte. Der Urin war dunkel, und ich war völlig erschöpft. Medikamente und medizinische Hilfe gab es nicht, es gab nicht mal eine Krankenstation. Ein weiteres Indiz dafür, daß der KGB gar nicht beabsichtigt hatte, uns längere Zeit hier zu halten, irgend etwas muß diese Absicht durchkreuzt haben. Wir vermuteten zunächst das für uns Naheliegende. Irgendein Wechsel im Politbüro in Moskau mußte erfolgt sein. (...)

Das erste Ereignis war ein Streik der Gefangenen in Workuta,<sup>50</sup> von dem wir durch Zufall von einem als staatenlos geltenden Österreicher erfuhren, der nachträglich aus dem Schachtlager 29 zu uns nach Tapiau gebracht

50 Bei der bewaffneten Niederschlagung dieses Streiks im Lager 10/Schacht 29 durch sowjetische Truppen wurden mehr als 60 Gefangene getötet, als die Truppen plötzlich das Feuer auf die unbewaffneten Gefangenen eröffneten. Zum Streik siehe z.B. Edward Buca, Workuta, London 1976 sowie Johann Urwich-Ferry, Ohne Paß durch die UdSSR II, München 1982.

wurde. Das zweite jener beängstigenden Ereignisse geschah in Tapiau selbst.

*Ein Posten eröffnete plötzlich das Feuer auf die Gefangenen. Nachdem er zwei Gefangene getötet hatte, konnte er von NKWD-Truppen schließlich überwältigt werden.*

Dieses Ereignis und die sich immer mehr verschärfenden Maßnahmen ließen uns um unsere Zukunft bangen – war alles umsonst und die Hoffnung zunichte? Wir alle waren sehr erschüttert über den jähen Wandel der Szene. Die Wochen schlichen dahin. Es wurde Herbst, und der erste Schnee fiel. Es wurde kalt in den Gebäuden, und es stellte sich heraus, daß unsere Kleidung eigentlich für Sommermonate gedacht war, d.h. wir begannen wieder zu frieren. Eine Heizung gab es nicht in den Zellen. Ich war durch die Hepatitis sehr geschwächt und mußte die meiste Zeit auf der Pritsche liegen. Es gab immer noch keinerlei medizinische Versorgung. Nur ein deutscher Arzt, ein Gefangener wie ich, besuchte mich ab und zu, aber was konnte er schon machen. Nicht mal Diät war möglich, es hieß ja immer noch »Ihr geht nach Hause«, damit war jede Aktivität der Russen gestorben. Mir war klar, daß ich das nicht lange mehr überleben konnte, und so verbrachte ich die Wochen bis zum 15. Dezember 1953 in sorgenvoller geistiger Beschwernis. Ich hatte Schmerzen im rechten Oberbauch und konnte nichts essen, was mir nicht wieder Beschwerden bereitete. Ab und zu hatte ich Fieber und schwitzte nachts. Am Tag fühlte ich mich schlapp und ausgelaugt.

Es mag der 14. oder 15. Dezember 1953 gewesen sein, als plötzlich Bewegung in die Szene kam. Draußen lag dichter Schnee, und es war starker Frost. Wir verbrachten die Zeit fast nur noch eingehüllt in unsere Decken auf der Pritsche. Wir sahen wieder verwildert aus. Bart und Haupthaar waren zwar gewachsen, aber auch Flöhe hatten sich eingesenstet. Die meisten waren krank, einige starben. Plötzlich wurden wir durch das NKWD aus den Gebäuden getrieben und mußten im Hof antreten. Wir wurden gezählt und gefilzt. Alles wurde uns weggenommen. Ich hatte mir von einem Landsmann ein Lehrbuch für höhere Mathematik gegen Brot getauscht, weil ich sowieso nichts essen konnte. Um meinen Geist etwas abzulenken, habe ich gelernt. Dieses Buch nahm mir der Posten weg und schmiß es auf einen Haufen mit den Worten: »Du findest ein neues«. Offenbar hatten sie Befehle, uns alles, was irgendwie nach Niederschriften aussah, wegzunehmen. Wir standen fast den ganzen Tag in der Kälte und waren schon völlig erstarrt. Die Dunkelheit brach schon herein, als wir schließlich in langen Kolonnen aus dem Gefängnishof geführt wurden und nach einem Marsch von vielleicht einer halben Stunde am Bahnhof anlangten. Dort wurden wir wieder in Güterwaggons verladen, in denen loses Stroh ausgebreitet war und Gott sei Dank ein Kanonenofen Wärme spendete. Ich habe mich mit dem Rücken in Richtung Ofen gelegt und

dankbar die Wärme gespürt. Ich weiß nicht mehr, wann wir schließlich abgefahren sind, ich bin vor Entkräftung eingeschlafen. (...)

Die Fahrt dauerte wieder mehrere Tage. Bemerkenswert für uns war die Tatsache, daß auch diesmal die Waggons nicht verschlossen wurden und daß außer zwei Zivilisten kaum Offizielle den Transport begleiteten. Alles wurde von Gefangenen gemacht: Essenverteilung, Toilettenentsorgung und Trinkwasserbeschaffung. Es kam häufiger vor, daß der Zug an einem armseligen Bahnhof einer russischen Kleinstadt hielt. Dann konnten wir aussteigen und auf den Gleisen die Beine vertreten. Schließlich piffte die Lokomotive als Zeichen für die Weiterfahrt, und alle stiegen wieder ein. Manchmal begegnete man auf den Bahnhöfen Kolchosarbeitern. Sie waren wie wir elende, zerlumpfte Gestalten, die frierend auf dem zugigen Bahndamm standen, angelockt durch ein für sie besonderes Ereignis in der Einöde ihres Alltags: unseren Transport. Es gab keinerlei Zurückhaltung uns gegenüber, im Gegenteil. Oft hatten sie ein paar Eier oder Brot oder »Machorka«, den geraspelten russischen Tabak aus den Blattrippen der Tabakblätter, und versuchten, mit uns Tauschgeschäfte anzufangen. Ihre Schapka gegen eine neuere von uns und zwei Eier zum Beispiel, es war wie in der Steinzeit. Obwohl ich selbst elend und verwahrlost war, taten mir diese Menschen leid. Was war das für ein Leben, das sie führen mußten? Wo war hier die Fürsorge des totalitären Staates seinen Bürgern gegenüber? Wo war hier der Sieg des Kommunismus über den Kapitalismus? Man muß sich das einmal vorstellen! Bürger der siegreichen Sowjetunion versuchten mit uns, den Sklaven dieses Systems, ein Tauschgeschäft durchzuführen, weil unsere Kleidungsstücke immer noch besser waren als die ihren und sie offensichtlich keine andere Möglichkeit hatten, sich entsprechend zu versorgen acht Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges!

*Der Zug fuhr zunächst wieder in Richtung Osten und erreichte einige Tage vor Weihnachten Brest-Litowsk.*

Während der Umladung von den russischen Breitspurwaggons auf die europäischen Normalspurwaggons schwanden unsere letzten Zweifel darüber, ob sie uns wirklich nach Deutschland zurücktransportieren würden oder nicht. Wir hatten alle nur den einen Gedanken: so schnell als möglich hier weg. Alle hatten den gleichen Traum, daß sie das Land der geistigen Bedrückung und der physischen Drangsal so schnell wie möglich verlassen wollten. (...) Wir haben viele Beispiele gnadenloser Armut gesehen. Die Gesichter der arbeitenden Menschen, mit denen wir auf unserer Rückfahrt in Kontakt gekommen sind, waren abgehärmt, vorzeitig gealtert, die Zähne teilweise in schlechtem Zustand und die medizinische Versorgung auf dem Land mangelhaft. Sie unterschieden sich von uns Gefangenen kaum, der Unterschied war lediglich, daß wir wenigstens regelmäßig etwas zu essen bekamen und daß unsere Sachen wenigstens im Auftrag des KGB repariert wurden, wenn es nötig war.

Bei unserer Rückfahrt von Königsberg nach Brest-Litowsk fuhren wir meistens durch ländliches Gebiet. Das Land ist sehr groß und weit. Die wenigen Dörfer, die weit verstreut lagen, bestanden meistens aus wenigen Holzhütten, zu denen keine elektrische Überlandleitung führte. Sie standen einfach nur so im Gelände, einsam, wie verlassen! (...)

Die Fahrt im Waggon durch Polen vollzog sich zügig und reibungslos. Wir fuhren mit offener Waggontür, obwohl ein kalter Wind wehte, so hatten wir doch die Vorahnung der Freiheit oder das, was wir uns darunter in unserer Phantasie ausmalten. Es ließ uns nicht ängstlich an unsere Gesundheit denken, sondern der Gedanke war: nur raus aus diesem Land! So schnell und so weit nach Westen wie möglich.

Manche Menschen, die wir auf Bahnhöfen oder auf dem flachen Land sahen, winkten uns zu – ob sie wohl wußten, wer wir waren? Doch der große Schock, die Ernüchterung stand uns noch bevor. Als wir die polnische Grenze an der Oder passierten und uns dem Bahnhof von Frankfurt/Oder näherten, wurde unser Zug nicht in den Bahnhof, sondern wieder auf Gleise außerhalb rangiert. Was uns dort erwartete, widersprach jeder Beschreibung. Niemand von uns hatte erwartet, daß wir mit Willkommensplakaten und Blasmusik empfangen würden, aber die Kette uniformierter Volkspolizisten, die drohend mit angeschlagenem Karabiner und Hunden das Rangiergleis umstellt hatten, sprach eine deutliche Sprache über den Rang, den uns die DDR zugestehen wollte.

Als der Zug zum Stehen kam, wurden wir durch einen KVP-Offizier über Megaphon davon in Kenntnis gesetzt, daß wir die Waggonen nicht verlassen dürften, anderenfalls würde von der Waffe Gebrauch gemacht. Wie anders wurde das doch auf der Rückfahrt von Tapiaw nach Brest-Litowsk gehandhabt. Jeder Versuch von unserer Seite, die einzelnen KVP-Posten, die im Abstand von zehn Metern das Abstellgleis umstanden, anzusprechen, scheiterte an deren abweisenden Mienen. Sie antworteten nicht. Wir waren für sie immer noch »Volksfeinde«, zu denen man uns gemacht hatte.

*In Frankfurt/Oder kam es zudem zu einer Episode, die über das direkte Ereignis hinaus für Scharf das Verhältnis zwischen DDR und sowjetischer Besatzungsmacht schlagartig erhellte. Auf dem gegenüberliegenden Gleis stand ein Zug mit heimkehrenden sowjetischen Soldaten. Es entspann sich schnell ein Dialog, und man kam überein, daß die heimkehrenden Gefangenen russische Machorka gegen in der DDR erhältliche Papyrossi tauschen wollten. Daraufhin machte sich ein russischer Soldat mit einem Paket Papyrossi auf den Weg zu den Waggonen der Gefangenen.*

Als er an der KVP-Postenkette vorbei wollte, machte einer der Posten Anstalten, ihn daran zu hindern. Darauf trat der Russe ihn laut fluchend in den Hintern, daß er sein Uniformschiffchen verlor und hinstürzen drohte. »Itti na hui – jobani frott bljad«, schimpfte der Russe und der ganze Zug stimmte ein wütendes Gelächter an. Es war eine Mischung aus Wut

und Schadenfreude, und wir empfanden Erleichterung dabei, denn in vielen von uns kam die alte Verachtung wegen des erlittenen Unrechts wieder hoch und machte sich Luft, indem wir ebenfalls lauthals fluchend die Demütigung dieses Büttels genossen. Keiner von den anderen Posten nahm Partei für den gedemütigten Genossen, nicht einmal der Offizier mit seinem Megaphon. Sie standen da wie begossene Pudel nach dem Fußtritt ihres Herrn, und mir war klar, daß diese zufällige und unbedeutende Szene einmal mehr deutlich machte, wie das Verhältnis der sowjetischen Besatzer der »sozialistischen Deutschen Demokratischen Republik« gegenüber wirklich war. (...)

*Im Lager Fürstenwalde wurden die Gefangenen dann von DDR-Offizieren mit einer Ansprache in Empfang genommen.*

Wir glaubten unseren Ohren nicht zu trauen, als wir von Frankfurt/Oder aus mit unseren Waggons in einem Lager in Fürstenwalde bei Berlin eintrafen und dort in einem Kantinensaal des Lagers von Abgesandten der DDR-Regierung mit vor Scheinheiligkeit triefenden Worten empfangen wurden. (...) Viele von uns waren krank, hatten bleibende gesundheitliche Schäden, hatten Freunde oder Nahestehende verloren oder waren psychisch das ganze Leben lang gezeichnet. Unsere Fähigkeit, normale soziale Kontakte aufzubauen, war nachhaltig gestört. Wir waren um Jahre gealtert, und jetzt stellten sich so ein paar getarnte Stasibonzen hin und erklärten ungerührt etwas von »Fehlern«, die von der Regierung gemacht worden seien. Jeder von uns empfand es als das, was es war: eine Verhöhnung der Opfer. Viele von uns wendeten sich angewidert ab und suchten nach Wegen, so schnell als möglich das Lager zu verlassen. Die Parole lautete, sobald wir neu eingekleidet worden wären, stände unserer Entlassung in unsere Heimatorte nichts mehr im Wege. Zu diesem Zwecke war in dem großen Versammlungsraum ein Warenlager von Kleidungsstücken aus HO-Beständen eingerichtet worden. Dort konnten wir unsere Blaumänner und Watteklamotten gegen richtige Anzüge und Mäntel aus DDR-Produktion austauschen. Diese Aktion hatte offenbar nur einen Zweck, unsere Herkunft aus Rußland gegenüber der Bevölkerung der DDR und dem westlichen Ausland noch einmal zu vertuschen. Diese Absicht wurde noch dadurch unterstrichen, daß wir einen ganz einfachen Entlassungsschein aus dem Lager Fürstenwalde ausgehändigt bekamen, indem in wenigen dürren Worten unsere Entlassung bestätigt wurde mit Stempel der regulären VP-Kreisverwaltung. Kein Wort über Workuta, kein Wort darüber, weshalb wir verurteilt worden waren und was der Grund unserer Inhaftierung eigentlich war. Keine Information an den Klassenfeind! Wir hatten noch Gelegenheit, in der Lagerpoststation für die wenigen Ostmark, die wir als Handgeld ausgehändigt bekamen, ein Telegramm nach Hause abzusetzen, was auch tatsächlich bei meinen Eltern in Leipzig ankam. Das erste und einzige Lebenszeichen von mir seit dem 6. Oktober 1950.

Der Brief, den wir in Tapiau geschrieben hatten, ist, wie wir später von den Eltern erfuhren, nie angekommen.

Da die Rückkehr nach Hause und in die »Freiheit« so unmittelbar vor uns stand und alle Signale darauf hindeuteten, gab es nun kein Halten mehr. Wir nahmen jeder eine einfache Fahrkarte der Reichsbahn in Empfang, die auf den Ort unserer letzten Heimatadresse lautete – für mich war es Leipzig.

*Scharf und einige Kommilitonen verließen daraufhin das Lager. Über die S-Bahn-Station Fürstenwalde ging es nach Berlin-Friedrichstraße, eine Station entfernt von der Station Lehrter Bahnhof in West-Berlin.*

Die Absicht, in den Westen Deutschlands zu gehen, hatte jeder von uns! Aber jetzt sofort? Ohne zu ergründen, ob es die Angehörigen noch gibt und zu erfahren wie es ihnen ergangen ist?

So standen wir die ganze Stunde fast stumm auf dem Fernbahnsteig des Bahnhofs Friedrichstraße und zählten die S-Bahnzüge, die in Abständen von 20 Minuten in den Westen fuhren. Wir verabredeten miteinander, uns unverzüglich in West-Berlin zu treffen, nachdem jeder die Situation zu Hause erkundet und die Angehörigen beruhigt hatte. Peter Eberle hatte einen Verwandten in West-Berlin, und bei ihm wollten wir uns spätestens in einer Woche treffen. In dieser festen Absicht bestiegen wir den D-Zug nach Leipzig und fuhren in die Nacht.

Es war nach Mitternacht, als der Zug in dem uns bekannten Sackbahnhof Leipzig einlief. Nach kurzem Händedruck verabschiedeten wir uns voneinander, und jeder suchte eine Verbindung zu seinem Heimatort. Für mich hatte sich der Kreis der Hölle geschlossen. Ich war wieder in Leipzig, meiner Heimatstadt. Der mir bis ins einzelne bekannte Bahnhofsvorplatz war zu dieser späten Stunde menschenleer. Einige trübe Straßenlampen spendeten notdürftig Licht. Es hatte sich auf den ersten Blick nichts verändert. Es war, als wäre ich aus einem bösen Traum erwacht. Doch ein Eindruck drängte sich mir auf. Als ich den Blick in Richtung Schwanenteich – Georgi-Ring lenkte, kam mir alles so klein und winzig vor. Ich hatte den Eindruck, in einer Puppenstubenwelt zu stehen. Die Straßen erschienen mir so eng, als wenn die in mir ruhende Erinnerung durch die Wirklichkeit zusammengedrückt würde. Vom Bahnhof bis zur Schützenstraße waren es nur wenige Minuten Fußmarsch, und so ging ich als einsamer nächtlicher Fußgänger den Weg, den ich als Kind unzählige Male gegangen war. Es war kein Auto, keine Straßenbahn und kein Mensch zu sehen. Als ich vom Georgi-Ring in die Schützenstraße einbog, war auch da keine Veränderung zu erkennen. Es waren noch die alten Ruinen des Hotels Kaiserhof aus dem Zweiten Weltkrieg an der Ecke. So lange war das alles ja auch noch nicht her, und doch hatte ich das Gefühl, als läge eine unendliche Zeit für mich dazwischen. Ich erkannte das Haus, in dem meine Eltern wohnten und in dem ich aufgewachsen war, aber es berührte mich nicht mehr. Irgend etwas war in mir zerbrochen, so daß das, was ich für Heimweh

hielt, sich als bloße Spannung vor der Begegnung mit meinen Eltern entpuppte. Die ganze Stadt, die vertraute Straße, die Erinnerung an die Bombennächte der alliierten Luftstreitkräfte während des Zweiten Weltkrieges, die Schulzeit, die Freunde, ich entdeckte, daß mich das alles nicht mehr berührte. (...)

Völlig ohne jegliche Gemütsregung ging ich die menschenleere Schützenstraße hinunter und drückte auf die Etagenklingel an der Haustür zur Nr. 8. Ich hatte kaum den Finger von dem Klingelknopf genommen, erschien bereits der unverkennbare Kopf meines Vaters am Fenster in der zweiten Etage. Er schaute herunter und verschwand sofort wieder. Das Hauslicht wurde angeschaltet und dann sah ich, wie mein Vater die Treppe herunter kam und die Haustüre aufschloß. Er umarmte mich und sagte nur: »Komm hoch!« Als er die Tür abschloß, sah ich, wie alt er geworden war. Dabei war es doch nur etwas mehr als drei Jahre her. Trotzdem, wenn ich ihn mit dem Bild verglich, das ich von ihm in meiner Erinnerung hatte, fiel mir auf, daß er gebeugt ging. Sein schütteres Haupthaar war weiß. Als wir den Treppenabsatz der zweiten Etage erreichten, sah ich meine Mutter in der Wohnungstür stehen. Ihr liefen die Tränen über die Wangen, auch sie sagte keinen Ton, sondern umarmte mich stumm. Mein Vater drängte uns in die Wohnung und schloß die Wohnungstür sorgfältig ab. Auch meine Mutter schien um viele Jahre gealtert. Erst nach einer Weile sagte sie: »Wo warst Du denn, mein Junge?« »Ich komme aus Rußland!« »Aus Rußland?« sagte sie wie geistesabwesend, »wieso aus Rußland? Dein Telegramm heute abend kam doch aus Fürstenwalde.« Ich versuchte, ihr mit wenigen Worten die Situation zu erklären, aber ich hatte den Eindruck, daß sie gar nicht zuhörte. Sie schaute mich nur fortwährend an mit ihren tränennassen Augen, und sie sagte immer wieder: »Du siehst so mager aus und so blaß, mein Junge, was haben die bloß mit Dir gemacht?« Dabei weinte sie unaufhörlich und streichelte meine Hand. Mein Vater sagte nur: »Ich habe mir das gedacht!« und wollte damit zum Ausdruck bringen, daß er das befürchtet hatte. Er hatte jedoch seine Befürchtungen, wie er mir später sagte, vor meiner Mutter verborgen, so daß sie im Glauben war, wir seien noch irgendwo in der DDR in einem Lager. Möglicherweise hat ihr das geholfen, die Jahre der Pein überhaupt zu überleben. Niemand hatte ihnen in ihrem Schmerz helfen können, während die Jahre der Ungewißheit über mein Schicksal sich für diese alten Leute unendlich lang hinzogen. Keine offizielle Dienststelle der Partei oder Volkspolizei, kein Rechtsanwalt und keine Regierungsstelle, selbst Briefe an Wilhelm Pieck, den Staatspräsidenten der DDR, und an den Sowjetischen Oberkommissar blieben unbeantwortet, oder die Antworten waren nichtssagend. Mit der Zeit hatten sich die Entwürdigungen und das Gefühl des Ausgeliefertseins wie eine lähmende Krake um ihr Herz gelegt. Die Freunde blieben schließlich weg, weil sie auch keinen Trost spenden konnten. Und dann waren sie eben allein. Man hatte den

beiden alten Leuten sinnbildlich das Genick gebrochen. Wieso eigentlich? Was hatten sie damit zu tun? Bildeten sie mit ihrem bescheidenen, redlichen Leben und ihrer unpolitischen Gesinnung zu irgendeiner Zeit eine irgendwie geartete Gefahr für diesen famosen Arbeiter- und Bauernstaat? Wofür wurden sie bestraft, wo ich doch schon nicht wußte, wofür ich bestraft wurde? (...)

Bleierne Müdigkeit befahl mich plötzlich, all die Spannung war von mir gewichen. Ich habe mich in mein altes Bett gelegt und hatte den Eindruck, in Wolken zu schweben, bevor ich einschlief, so weich kam mir das Bett vor.

*Am nächsten Tag meldete sich Scharf, wie von der VP in Fürstenwalde verlangt, auf der zuständigen VP-Stelle in Leipzig, um sich registrieren zu lassen, obwohl er den festen Willen hatte, sobald wie möglich in den Westen zu gehen.*

Die VP-Station war im ersten Stock eines Wohnhauses in der Wintergartenstraße untergebracht, und ich stieg mit klopfendem Herzen die ausgetretene Treppe hoch. Der eigentliche Besucherraum hatte zwei Fenster zur Straße. Auf der rechten Raumseite war ein bis zur Decke reichendes Aktenregal und am Eingang eine brusthohe Besuchertheke. Im Raum standen zwei Schreibtische, und eine uniformierte Polizistin fragte nach meinem Begehrt. Ich sagte, daß ich gekommen sei, um mich polizeilich anzumelden. Es entstand etwa folgender Dialog: »Haben Sie Ihren Abmeldungsschein mit, aus welcher Stadt kommen Sie denn?« Ich sagte: »Ich komme aus Rußland, ich habe nur das« und schob ihr meinen Entlassungsschein von Fürstenwalde über die Theke. Sie schaute diesen Schein verständnislos an und wendete ihn von rechts nach links. Ich konnte an ihrem unverständigen Blick erkennen, daß sie damit nichts anzufangen wußte. Dieser Fall war ihr offenbar noch nicht vorgekommen. Sie nahm zuerst an, ich sei aus einer anderen Stadt nach Leipzig zugezogen. Sie sagte: »Moment mal« und ging zu einem Zivilisten, der am Fenster stand und einen Aktendeckel wälzte, und ich sah, wie sie miteinander sprachen und sie ihm meinen Entlassungsschein zeigte. Er war von mittlerer Statur, vielleicht vierzig Jahre alt. Das auffälligste an ihm war das überdimensionierte SED-Parteiabzeichen an seinem Rockaufschlag. Er blickte mich forschend an. Dann gab er ihr einige Anweisungen. Sie kam wieder zu mir an die Theke und schob mir den Entlassungsschein zu, womit sie dokumentierte, daß sie damit nichts anfangen konnte, und ich steckte ihn wieder ein. Das war ihr Fehler, denn mit diesem Entlassungsschein war es mir später in West-Berlin möglich, sofort als Rußlandheimkehrer anerkannt zu werden, ohne eine umständliche Zeugenbefragung in Gang setzen zu müssen.

Während sie zum Schreibtisch zurückging und sich umständlich an eine altmodische Schreibmaschine setzte, kam jener Zivilist, nachdem er seine Akte ins Regal gestellt hatte, zu mir an die Theke und sagte im

freundlichen Ton: »Wenn Sie nachher hier fertig sind, kommen Sie doch bitte kurz nochmal zu mir nach nebenan.« Damit deutete er auf eine offene Tür in der linken Wand, durch die ich einen mit einem roten Fahmentuch gedeckten Schreibtisch und ein Bild von Walter Ulbricht an der Wand erkennen konnte. Mein Herz klopfte mir bis zum Hals, als ich mich sagen hörte: »Ja, selbstverständlich!« Meine Stimme war nicht sehr fest! Er ging in sein Zimmer und schloß die Tür hinter sich. Während die Polizistin auf ihrer Schreibmaschine herumhackte, versuchte ich krampfhaft zu überlegen, was der Zivilist – er genoß offensichtlich eine Vorgesetztenposition – von mir wollte. Er war sehr freundlich, fast höflich. Das beunruhigte mich etwas.

Nach einer Weile kam die Polizistin wieder zu mir und legte mir mehrere Papiere zur Unterschrift vor, dann sagte sie: »Sie sagten, daß Sie schon vor Ihrer Gefangenschaft seit Ihrer Kindheit hier in der Schützenstraße 8 gewohnt hatten. Wie kommt es, daß wir keine Eintragung Ihres Namens im Geburtenregister haben?« Keine Eintragung im Geburtenregister? Aber das war doch unmöglich, ich war hier geboren, darüber hatten meine Eltern doch einen Geburtsschein. Mir schoß blitzschnell ein furchtbarer Verdacht durch den Kopf. Sollte die Stasi oder das NKWD bei unserer Verschleppung nie damit gerechnet haben, daß wir jemals wieder nach Deutschland entlassen werden könnten, auch wenn wir, was völlig unwahrscheinlich war, die Strafe überlebt hätten? (...) Ihre Frage, warum mein Name nicht mehr im Geburtenregister steht, beantwortete ich mit einem Achselzucken.

*Scharf erhielt für die letzten drei Tage des Jahres seine Lebensmittelkarten und ein Formular zur Beantragung des DDR-Ausweises. Dann ging er in das Zimmer des Zivilisten.*

Wenn es noch eines Impulses bedurft hätte, in mir den Entschluß zu festigen, die DDR sobald als möglich zu verlassen, so war es das nun folgende Gespräch mit dem Stasi-Offizier in Zivil. Ich klopfte an seine Tür und trat auf seine Aufforderung in einen schmucklosen Raum, der außer einem Büroschrank nur den bereits erwähnten Schreibtisch mit dem roten Tuch beherbergte. Er stand auf und bat mich höflich, auf dem Stuhl vor seinem Schreibtisch Platz zu nehmen.

»So, Sie sind aus Rußland gekommen. In welcher Einheit haben Sie denn gedient?« Er meinte damit offenkundig eine Einheit der ehemaligen deutschen Wehrmacht; er hielt mich also für einen Spätheimkehrer. Ich erwiderte: »Ich war kein Soldat und habe auch in keiner Wehrmachteinheit gedient.« Die Überraschung zeichnete für Sekunden sein Gesicht. Er griff nach Papier und Bleistift. »Wie sind Sie denn dann in russische Gefangenschaft gekommen?« »Ich bin am 6. Oktober 1950 in Leipzig verhaftet worden und war damals Student an der Universität.« Kam es mir nur so vor, oder verlor seine Miene für Bruchteile von Sekunden die Freundlichkeit, denn ohne Zweifel wurde ihm jetzt klar, wen er vor sich hatte. Trotz-

dem bewahrte er die Fassung und versuchte die nächste Frage fast beiläufig zu stellen. »Weshalb sind Sie verhaftet worden?« Dabei begann er auf ein vor ihm liegendes Blatt Papier Notizen zu machen. Ich erklärte ihm, daß ich wegen Westzeitschriften und wegen angeblicher antisowjetischer Propaganda verhaftet und anschließend dem sowjetischen NKWD übergeben wurde. Er schrieb, ohne mir zu antworten, hastiger als vorher. Offensichtlich hatte er den Eindruck, den Coup seines Lebens vor sich zu haben. Ich erzählte ihm kurz, wann und wo es zur Verurteilung durch ein sowjetisches Militärtribunal gekommen war und wo ich in Sowjetrußland im Lager war. Er hörte aufmerksam zu und schrieb eifrig mit. Schließlich fragte er mich: »Was wollen Sie jetzt machen?« »Ich möchte mein Chemiestudium wieder aufnehmen, sobald ich gesundheitlich dazu in der Lage bin.«

*Der Zivilist erklärte Scharf daraufhin, daß die Wiederaufnahme eines Studiums höchstens nach Bewährung in der Produktion möglich sei. Ihm werde daher zuerst ein Arbeitsplatz zugewiesen.*

Als ich wieder auf der Straße stand, war mir klar, daß man mich spätestens von diesem Zeitpunkt an beobachten ließ. Als ich diese Begebenheit meinen Eltern zu Hause berichtete, sagte mein Vater spontan: »Du mußt hier weg, mein Junge, geh' in den Westen, hier kannst Du nicht bleiben!« Die Mutter brach wieder in Tränen aus. Ich ahnte, was in ihr vorging.

*Kurze Zeit später brach die vor einigen Monaten ausgebrochene Hepatitis wieder aus. Die Flucht nach West-Berlin war noch nicht möglich.*

Am 10. Januar 1954 kam eine Ansichtskarte aus Berlin. Darauf stand: »Wir haben uns hier zur Geburtstagsfeier von »Erwin« getroffen und haben Dich vermißt.« Die Unterschriften konnte man nicht entziffern, aber mir war klar, daß es meine Leidensgenossen waren, die meine rätselhafte Abwesenheit erkunden wollten.

Dann geschah etwas, was die Dringlichkeit meiner Flucht erneut verstärkte. Eines Abends klingelte es an der Wohnungstür. Als meine Mutter öffnete, stand die »Hausbeauftragte«, eine SED-Bonzin, vor der Tür und heuchelte Freude über meine Rückkehr. Sie ließ sich nicht abwimmeln, sondern verschaffte sich Einlaß in die Wohnung, indem sie so tat, als ob sie mich begrüßen wollte. Ich lag auf der Couch im Wohnzimmer, und sie setzte sich unaufgefordert auf einen Stuhl und säuselte honigsüße Worte über meine Rückkehr. Schließlich ließ sie die Katze aus dem Sack. Sie wäre aus großer Sorge um unsere Familie gekommen, da sie gehört hätte, daß der Sohn von Scharfs, der gerade zurückgekommen sei, die Absicht hätte, in den Westen zu gehen! Uns erstarrte das Blut in den Adern, denn so war es ja tatsächlich! Sofort zermartete ich mein Gehirn wieder. Wer könnte das verraten haben? Der Schreck fuhr mir wieder in die Glieder. Der erste, der die Sprache wiederfand, war mein Vater, der sagte, das sei alles Unsinn, sie seien froh, daß er wieder da ist, und er bleibe auch hier! Sie glaubte ihm natürlich kein Wort, deshalb schob sie sofort eine Dro-

hung nach. Zu meinem Vater gewandt sagte sie: »Sie müssen sich darüber im klaren sein, daß das für Sie und Ihre Frau unangenehme Folgen hat, wenn Ihr Sohn die DDR unerlaubt verläßt, denn das steht unter Strafe.«

Da war es wieder. Fortwährend »Strafe«, Ausdruck ihres krankhaften Gehirns. Eine Bedrückung schlechthin stellte sich wieder in Form eines Sonderexemplares der proletarischen »Ariergesellschaft« vor. Irgend jemand sagte einmal: »Die Kommunisten sind nichts anderes als rot angestrichene Faschisten.«<sup>51</sup> Recht hatte er. Die Gestapo ließ grüßen.

Nachdem sie das abgelaufen hatte, verabschiedete sie sich recht schnell und verschwand so überraschend, wie sie gekommen war. Es war nicht zu leugnen, daß wir wieder vor Schreck gelähmt waren. Wer konnte meine Absicht verraten haben? Nach einiger Zeit der Besinnung war es uns klar, daß sie überhaupt nichts wußte; es war ein durchsichtiges Manöver, mich und meine Eltern einzuschüchtern, weiter nichts. Mein Vater sagte entschlossen: »Du fährst! Egal was geschieht. Hier kannst Du nicht überleben. Was soll uns schon noch passieren.«

## Flucht nach West-Berlin

Der 20. Januar näherte sich bedrohlich. Es war der Tag, an dem ich mich wieder zur Arbeitsaufnahme im Rathaus melden sollte. Ich war immer noch sehr schwach auf den Beinen, aber der feste Wille, in den Westen Deutschlands zu gehen, stärkte mich. Ich machte immer öfters Spaziergänge um unser Stadtviertel in der Absicht, meinen Körper nach den Wochen des Liegens wieder zu kräftigen. Ich lebte von Haferflocken und Kamillentee. Ab und zu ein rohes Ei, das ich von Freunden und Verwandten bekam. Es war mir klar, daß ich beobachtet und daß meine Spaziergänge von Stasi-Spitzeln registriert wurden. Deshalb ging ich zu verschiedenen Tageszeiten, damit kein regelmäßiges Zeitmuster zu erkennen war, und ich benutzte verschiedene Routen. Sie sollten mich sehen, aber mein Ausbleiben sollte nicht sofort Argwohn erwecken.

*Die Flucht nach West-Berlin gelang schließlich am 19. Januar 1954 mit Hilfe eines Bekannten seines Vaters, der des öfteren in West-Berlin zu tun hatte. Es gelang ihnen, die Ausweis- und Gepäckkontrollen bei der Einfahrt in Ost-Berlin mit Glück zu überstehen, denn Scharf hatte immerhin einen Koffer sowie auch seine Studienunterlagen mitgenommen.*

Inzwischen durchfuhr der Zug bereits die ersten Vororte von Berlin und näherte sich seinem Ziel. Es war ein seltsames Gefühl, das sich meiner bemächtigte, je näher wir dem Ziel unserer Reise, Berlin – Bahnhof Friedrichstraße kamen. Ich erinnerte mich an die nächtliche Szene auf dem

51 Der Ausspruch, hier dem Sinne nach zitiert, stammt von dem sozialdemokratischen Politiker Kurt Schumacher.

Bahnsteig dieses Bahnhofs am 28. Dezember 1953, wo wir, aus Fürstentalde entlassen, uns verabredeten, sofort nach dem kurzen Besuch unserer Eltern nach West-Berlin zu gehen, um uns dort zu treffen. Jetzt, nach der langen Zeit meiner Krankheit und den Erlebnissen in Leipzig, stieg in mir das heiße Gefühl des Endspurts hoch. Ich befand mich mehr und mehr in der Situation eines Langstreckenläufers, der das langersehnte Ziel greifbar vor Augen hat und mit hängender Zunge ihm entgegen drängt, während die verfolgende Menge der Hunde hinter ihm her hechelt.

Irgendwie meinte ich, daß mir doch jeder meine Absicht, in den Westen gehen zu wollen, ansehen müßte, doch die Mienen der Menschen in meinem Abteil waren gleichgültig und verrieten keinerlei Anteilnahme. Je näher wir dem Ziel entgegenratterten, um so heftiger schossen mir Gedanken durch den Kopf. Endlich frei sein, keinen Stacheldraht und keinen Todesstreifen. Auch keinen Posten mit der Kalaschnikow und schon gar nicht mehr das ewige »dawai, dawai!«. Diese entsetzliche geistige Einöde hinter sich lassen und endlich wieder mal etwas lesen dürfen. Ein Lehrbuch mein eigen nennen und studieren. Das war mein sehnlichster Wunsch! Nachforschen zu können ohne die bange Frage, ob das irgendjemandem angenehm oder unangenehm ist, auch ohne befürchten zu müssen, Pressionen auf sich herabzurufen – phantastisch! (...)

Als wir im Bahnhof Friedrichstraße in Berlin-Ost unter den Augen der Vopostreifen mit meinem Koffer vom Fernbahnsteig zum S-Bahnsteig Richtung Lehrter-Bahnhof (West) wechselten, folgte ich meinem Begleiter ohne rechts und links zu sehen. Ich wollte einfach eventuell fragende Blicke nicht wahrnehmen, wenn es denn solche geben sollte. In diesem Augenblick war ich für die Idee meines Vaters dankbar, mir diesen Begleiter mitzugeben, denn ich war sicher, daß ich mich ohne ihn, in meiner Absicht die DDR zu verlassen, durch auffälliges Benehmen möglicherweise in Gefahr gebracht hätte. So trottete ich hinter ihm her wie ein Dackel und hoffte, daß niemand meine roten Ohren sehen möge. Sie hatten es also geschafft, mir ein Unrechtsbewußtsein einzubläuen, nur weil ich einen Unrechtsstaat, der mir und anderen unendlich geschadet hatte, verlassen wollte. Das hatte selbst Hitler nicht fertiggebracht. (...)

*Scharf fielen die Unterschiede zwischen dem Land, das er verlassen hatte, und West-Berlin sofort ins Auge, nicht nur was die materiellen Bedingungen betraf.*

Es war mehr die heitere Leichtigkeit des Verhaltens der Personen, die ich beobachten konnte, was mir besonders auffiel. Die Unbekümmertheit beim Umgang miteinander fiel mir deutlich auf, und ich begann sofort, Vergleiche mit den Menschen zu ziehen, die ich in Rußland gesehen hatte, ganz zu schweigen von denen in der DDR. Die Entwicklung eines Individuums unter konkurrierenden Bedingungen mag zugegebenermaßen ein beschwerlicher Weg sein, doch leitet er einen Prozeß der Persönlichkeitsentwicklung ein, an dessen Ende, wenn es gut geht, eine selbstverantwort-

lich handelnde Persönlichkeit steht, die psychisch und sozial belastbar und leistungsfähig ist. Diese Erkenntnis ist keineswegs neu, doch ist sie besonders in diesem Jahrhundert unter dem Einfluß der Sozialutopien immer wieder verdeckt worden, allerdings ohne bleibenden Erfolg.

Der Gegensatz dieser beiden Wirklichkeiten konnte nicht größer sein. Hier eigenmotiviertes Handeln durch die verborgene Grazie der Persönlichkeit, dort die angstvolle Beklemmung und der verstohlene Blick einer erniedrigten Kreatur. Niemandem war dieser Gegensatz in diesem ersten Moment des Betretens West-Berliner Bodens bewußter als mir, der ich aus dem bedrückendsten Sklavensystem der Gegenwart des Jahres 1954 kam. Körperliches Sklaventum ist schlimm, geistige Versklavung ist schlimmer.

*Zunächst ging er mit seinem Begleiter in ein Hotel in West-Berlin und verbrachte dort die nächste Nacht. Am folgenden Tag meldete er sich bei der Flüchtlingsaufnahmestelle des Magistrates. Dort erkannte man die Bedeutung seines Entlassungsscheines sofort. Westdeutsche und alliierte Stellen waren über die Geschehnisse in der Sowjetunion gut informiert.*

Dies traf besonders auf den britischen und amerikanischen Erkennungs- und Geheimdienst zu, die uns Rückkehrer in der Folgezeit über Erlebnisse und Vorkommnisse in den Straflagern der UdSSR genauestens befragten. Das alles erleichterte uns die Anerkennung als Rußlandheimkehrer, und wir wurden in einer Pension im Berliner Westen komfortabel untergebracht.

*Nach einigen Tagen Wartezeit wurde er nach Hannover ausgeflogen.*

Von dort ging es dann mit der Bundesbahn in das Auffanglager nach Friedland bei Hannover, wo bereits eine große Zahl von Rußlandheimkehrern aus allen Teilen der UdSSR auf ihre endgültige Entlassung vorbereitet wurden. Jeder einzelne von uns wurde registriert und sorgfältig medizinisch untersucht. Dr. Rosarius, einer der damaligen Lagerärzte, erkannte sofort meine jämmerliche körperliche Verfassung und veranlaßte meine Einweisung in eine Klinik in Koblenz-Moselweis, wo ich in den nächsten vier Wochen die erste intensive medizinische Behandlung erfuhr. Es war im Februar 1954, ein halbes Jahr nach Auftreten der ersten Symptome der Hepatitis. In dieser Zeit haben sich die Ärzte und Schwestern dieser Klinik rührend um mich bemüht, besonders weil ich keine Angehörigen in Westdeutschland hatte, die sich um mich hätten kümmern können.

Es war für mich eine Zeit der Rekonvaleszenz sowohl in geistiger als auch in körperlicher Hinsicht. Hier erfuhr ich auch auf Umwegen, daß mein Vater zwei Wochen nach meiner Flucht aus Leipzig sein Geschäft verloren hatte und sich mit einer Hungerrente zusammen mit meiner Mutter durchschlagen mußte. Die Möglichkeit einer Flucht nach Westdeutschland wollten die beiden alten Leute nicht in Anspruch nehmen, denn wer sollte sie dort aufnehmen? So vergingen für uns wieder sechs Jahre, ehe ich nach Abschluß meiner Berufsausbildung in der Bundesrepublik in der Lage war, meine Eltern wieder zu sehen, indem ich sie nach Westdeutsch-

land holte. Das war 1961. Diese Jahre hatten meinen Vater gezeichnet - er lebte dann nur noch ein Jahr. (...)

Viele meiner Freunde und Kommilitonen, denen ich meine Geschichte erzählte, sagten: »Das gibt es nicht! So etwas ist unmöglich!« Sie waren in dem rechtsstaatlichen System der Bundesrepublik Deutschland aufgewachsen. Daß der andere deutsche Staat meilenweit von diesem Prinzip entfernt war, war für sie unvorstellbar. Die Erlebnisse der vergangenen Jahre standen zwischen uns wie eine eiserne Mauer.

Ich habe in den 40 Jahren meines Exils im Rheinland viel Förderung durch die Menschen hier erfahren und aufrichtige Freunde gefunden. Zwei meiner Söhne sind hier geboren. Für mich und meine Familie wurde das Rheinland zu einer zweiten Heimat, aber ich bin nie einer von ihnen geworden.

## Literaturverzeichnis

- Arendt, Hannah, Elemente und Ursprünge totalitärer Herrschaft, München 1986.
- Armanski, Gerhard, Maschinen des Terrors. Das Lager (KZ und GULAG) in der Moderne, Münster 1993.
- Bautzen-Komitee (Hg.), Das gelbe Elend. Bautzen-Häftlinge berichten 1945-1956, Halle 1992.
- Binski, Sigurd, Zwischen Waldheim und Workuta. Erlebnisse politischer Häftlinge 1945-1965, Bonn 1967.
- Buber-Neumann, Margarete, Als Gefangene bei Stalin und Hitler, Köln 1952.
- Buca, Edward, Vorkuta, London 1976.
- Conquest, Robert, Kolyma. The Arctic Death Camps, London 1978.
- Finn, Gerhard, Die politischen Häftlinge der Sowjetzone, Köln Reprint 1989.
- Fintzel, Wolfgang (Hg.), Wir waren Stalins politische Gefangene. Schicksale ehemaliger politischer Häftlinge. Dokumente und Berichte über Besatzungswillkür und SED-Justiz, Eisleben 1990.
- Flocken, Jan von/Klonovsky, Michael, Stalins Lager in Deutschland 1945-1991. Dokumentation und Zeugenberichte, Berlin/Frankfurt (Oder) 1991.
- Fricke, Karl-Wilhelm, Opposition und Widerstand, Köln 1984.
- Fricke, Karl-Wilhelm, Politik und Justiz in der DDR. Zur Geschichte der politischen Verfolgung 1945-1968, Köln 1990.
- Graziosi, Andrea, The Great Strikes of 1953 in Soviet Labour Camps in the Accounts of their Participants. A Review, in: Cahiers du Monde Russe et Soviétique (1992) H. 4, S. 419-445.
- Hildebrandt, Georg, Wieso lebst du noch? Ein Deutscher im GULag, Stuttgart 1990.
- Hoffmann, Paul, Die Straflager und Zuchthäuser der Sowjetzone. Gesundheitszustand und Lebensbedingungen der politischen Gefangenen (=Sopade Informationsdienst Denkschriften 55), Bonn 1955.
- Jenkner, Siegfried/Seidel, Bruno (Hg.), Wege der Totalitarismusforschung, Darmstadt 1968.
- Jesse, Eckhard (Hg.), Totalitarismus im 20. Jahrhundert, Baden-Baden 1996.
- Kempowski, Walter, Im Block. Ein Haftbericht, München 1987.
- Köpke, Horst/Wiese, Friedrich-Franz (Hg.), Mein Vaterland ist die Freiheit. Das Schicksal des Studenten Arno Esch, Rostock 1990.
- Koestler, Arthur, Sonnenfinsternis, Stuttgart 1948.

Krönig, Waldemar/Müller, Klaus-Dieter, Anpassung - Widerstand - Verfolgung. Hochschule und Studenten in der SBZ und DDR 1945-1961, Köln 1994.

Lewytkyj, Borys, Die rote Inquisition. Die Geschichte der sowjetischen Sicherheitsdienste, Frankfurt a. M. 1967.

Löw, Konrad (Hg.), Totalitarismus, Berlin 1988.

Moser, Sigrid, Bald nach Hause - Skoro domoi. Das Leben der Eva-Maria Stege, Berlin 1991.

Müller, Klaus-Dieter, Zwischen Hippokrates und Lenin. Gespräche mit ost- und westdeutschen Ärzten über ihre Zeit in der SBZ und DDR, Köln 1994.

Müller, Klaus-Dieter/Osterloh, Jörg, Die Andere DDR. Eine studentische Widerstandsgruppe und ihr Schicksal im Spiegel persönlicher Erinnerungen und sowjetischer NKWD-Dokumente (Berichte und Studien Nr. 4), Dresden 1995.

Pfeiffer, Werner, Mit 15 in die Hölle. Ein Tatsachenbericht, Bonn 1994.

Rapoport, Louis, Hammer, Sichel, Davidstern. Judenverfolgung in der Sowjetunion, Berlin 1992.

Schacht, Ulrich (Hg.), Hohenecker Protokolle. Aussagen zur Geschichte der politischen Verfolgung von Frauen in der DDR, Zürich 1984.

Schmutzler, Georg, Gegen den Strom. Erlebtes aus Leipzig unter Hitler und der Stasi, Göttingen 1992.

Scholmer, Joseph, Die Toten kehren zurück. Bericht eines Arztes aus Workuta, Köln 1954.

Scholz, Günther (Hg.), Verfolgt - verhaftet - verurteilt. Demokraten im Widerstand gegen die rote Diktatur. Fakten und Beispiele, Berlin/Bonn 1990.

Shifrin, Avraham, UdSSR-Reiseführer durch Gefängnisse und Konzentrationslager in der Sowjetunion. Nach Städten, Gebieten und Bezirken geordnet, Uhl dingen/Seewis 1980.

Solschenizyn, Alexander, Der Archipel GULAG, Band 1-3, Bern 1974.

Urwich-Ferry, Johann, Ohne Pass durch die U.d.S.S.R., Band 1 und 2, München 1982.

Wagner, Hans, Melder am Tor. Altenburg - Buchenwald - Karaganda, Altenburg 1996.

Widerstand 1950: Die »Gruppe Belter«, in: Mitteilungen und Berichte für die Angehörigen und Freunde der Universität Leipzig, Heft 7/November 1994, S. 11-13.

Zur Mühlen, Patrick von, Der Eisenberger Kreis. Jugendwiderstand und Verfolgung in der DDR 1953-1958, Bonn 1995.

## Abkürzungsverzeichnis

AG	Aktiengesellschaft
CDU	Christlich-Demokratische Union
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DDT	Dichlordiphenyltrichloräthan (Insektenbekämpfungsmittel)
FDJ	Freie Deutsche Jugend
Gestapo	Geheime Staatspolizei
GULag	Staatliche Lagerverwaltung
HAIT	Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e. V.
HJ	Hitlerjugend
ITL	Besserungsarbeitslager
Kapo	leitender Funktionshäftling
KgU	Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
KPR/B	Kommunistische Partei Rußlands/Bolschewiki
KVP	Kasernierte Volkspolizei
KZ	Konzentrationslager
LDPD	Liberal-Demokratische Partei Deutschlands
LKW	Lastkraftwagen
MfS	Ministerium für Staatssicherheit
MWD	Ministerium für innere Angelegenheiten
NKWD	Volkskommissariat für innere Angelegenheiten (Innenministerium)
NS	Nationalsozialismus
PKW	Personenkraftwagen
PTSD	Posttraumatische Belastungsstörungen
RIAS	Rundfunk im amerikanischen Sektor (Berlin)
SA	Sturmabteilung
SBZ	Sowjetische Besatzungszone
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SS	Schutzstaffel
Stasi	Staatssicherheit
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken
UfJ	Untersuchungsausschuß freiheitlicher Juristen
USA	United States of America
Vopo	Volkspolizist/Volkspolizei
VP	Volkspolizei

## Weitere Hefte dieser Reihe

Heft 1: Luxemburger Zwangsrekrutierte im Wehrmachtgefängnis  
Torgau-Fort Zinna 1943-1945.  
Bearbeitet und eingeleitet von Michael Eberlein und Norbert Haase  
ISBN 3-9805527-0-5

Die Hefte können zum Preis von 7,00DM incl. MwSt. zzgl. Versandkosten bezogen werden über:  
Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer politischer  
Gewaltherrschaft, Postfach 100920, 01076 Dresden  
Tel.: (0351) 472 3460 Fax: (0351) 472 3472